

Böhmische Bürgertestamente des 15. Jahrhunderts. Hrsg. von Thomas Krzenck. (Quellen zur Geschichte und Landeskunde Ostmitteleuropas, Bd. 9.) Verlag Herder-Institut. Marburg 2017. VIII, 484 S. ISBN 978-3-87969-422-8. (€ 82,50.)

Letztwillige Verfügungen (Testamente) von Bürgern stellen zweifellos unentbehrliche Quellen für die Erforschung der Sozial-, Wirtschafts- und Mikrogeschichte, der materiellen Kultur sowie der Alltagsgeschichte dar. Allerdings erschweren die dezentrale Aufbewahrung des Materials sowie die komplexe Überlieferungslage dem interessierten Forscher den Zugang zu dieser Art von Quellen. Deshalb muss man für diese Auswahlition von Bürgertestamenten sehr dankbar sein, zumal ihr Hrsg. Thomas Krzenck diese Quellen bereits zum Gegenstand zahlreicher Untersuchungen gemacht hat.¹ Die Publikation umfasst Bürgertestamente vor allem aus den böhmischen, aber auch aus einigen mährischen Städten: u. a. Prag, Kuttenberg, Pilsen, Melnik, Aussig, Eger, Laun, Budweis, Iglau, Brünn, Olmütz und Znaim (gleichwohl beschränkt sich der Buchtitel, etwas missverständlich, auf Böhmen).

Der Edition geht eine Einleitung voran, in der K. die jeweilige Überlieferung ebenso behandelt wie die Frage, inwiefern die letztwilligen Verfügungen die gesellschaftlichen Umwälzungen in den Städten Prag, Kuttenberg, Brünn und Pilsen im 15. Jh. reflektieren. K. interessiert sich vor allem für religiöse (Hussitismus) und nationale Aspekte (deutsch-tschechische Spannungen bei der Besetzung des jeweiligen Stadtrates), wobei er allerdings eine Reihe von anderen Phänomenen unberücksichtigt lässt, die mit dieser Quellengattung zusammenhängen und die aktuell in der tschechischen Historiografie diskutiert werden, etwa Fragestellungen der Gender Studies oder Überlegungen, wo die Analyse von Testamenten mit statistischen Methoden an ihre Grenzen stößt.

Die Editionsgrundsätze und die Kriterien, nach denen aus den mehr als 3000 bekannten böhmischen und mährischen Testamenten 200 zur Veröffentlichung ausgewählt wurden, werden dem Rezensenten allerdings nicht ganz deutlich. Der Hrsg. verweist ohne nähere Begründung auf die „historische Bedeutung“ der in die Edition aufgenommenen Stücke. Das primäre und lobenswerte Ziel besteht offensichtlich darin, vor allem tschechischsprachige Testamente (140 Stück) mittels deutscher Übersetzung einem breiteren Publikum zugänglich zu machen. Weniger stimmig ist in diesem Zusammenhang die Veröffentlichung der 41 deutschen und 19 lateinischen Stücke, zumal etliche von ihnen (abgesehen von einigen unbekanntem Stücken) anderswo bereits ediert oder sogar online verfügbar sind.

Die angestrebte buchstabengetreue Wiedergabe (Transliteration) erscheint wenig hilfreich. Dadurch werden Abkürzungen manchmal nicht aufgelöst (S. 33: „[...] ke czti **pav** Bohu y **geo** mile matky [...]“, richtig: „[...] ke czti **panv** Bohu y **geho** mile matky [...]“) und die oft unübersichtliche Worttrennung des Originals übernommen (S. 154: „a wiecznie **wegmeno** bozie **zaspasenie** dusse me“). Darüber hinaus finden sich einige Mängel und Widersprüchlichkeiten in der Transliteration, wie z. B. in einem Testament vom 30. Juli 1473 (Nr. 138, S. 299 ff.): „kdezkoli zten nebo ctucez slyssen“ statt richtig „kdezkoli czten nebo ctucez slyssan“; „przidawagie ku pomocy“ statt „przidawagie **gie** ku pomocy“; „prziwedu byl“ statt „prziweden byl“; „aby napad byl s vmrleho dietet przately sessleho nazywe“ statt „aby napad byl s vmrleho dietet **przedlety** sessleho nazywe“; „nezmienecz stawa“ statt „nezmienecz stawu“; „w Stare miestie“ statt „w **Starem** miestie“; „z statku meho swrchupsaneho“ statt „z statku meho swrchu**jmenowaneho**“; „Sigilla testimonium Georgii Kosteczka, iudices tutoris, et dominiorum consulum iuratores“ statt „Sigilla **in**

¹ THOMAS KRZENCK: Böhmische Bürgertestamente des 15. Jahrhunderts. Regestenverzeichnis, in: Archiv für Diplomatik 44 (1998), S. 141-186; DERS.: Methodische und methodologische Probleme bei der Erfassung und Auswertung spätmittelalterlicher Bürgertestamente unter besonderer Beachtung böhmischer Quellen, in: Mediaevalia Historica Bohemica 9 (2003), S. 211-243.

testimonium Georgii Kosteczka, iudicis **tunc temporis**, et dominorum consulum iuratorum“.

Anhand der genannten Beispiele lässt sich nicht beurteilen, ob die Transliteration der tschechischen Testamente in der gesamten Edition mangelhaft ist. Eine durchgehende Kollationierung scheint jedenfalls nicht durchgeführt worden zu sein.

Da die Testamente dem/der deutschsprachigen Leser/in vor allem durch die moderne deutsche Übersetzung zugänglich gemacht werden, ist es umso bedauerlicher, dass sich auch dort Fehler finden. Der häufig anzutreffende altschechische Begriff „dobré svědomí“ (z. B. Nr. 30, S. 72 f.) bedeutet nicht „gutes Gewissen“ oder „gutes Wissen“, sondern „wahrhafte Zeugenaussage“ bei einem Rechtsverfahren. Ähnlich bedeutet das Wort „přátelé“ zwar buchstäblich „Freunde“, aber im 15. Jh. verstand man darunter die „Verwandten“, was in einer Fußnote oder in der Einleitung hätte erläutert werden sollen.

Ein anderes Beispiel für eine mangelhafte Übersetzung findet sich in einem Testament vom 2. Dezember 1433 (Nr. 54, S. 116), in dem ein Jeronym Prener „magiastaty na **prenerstwie** Jacobowi, Prenerowi swemu striczy“ vermachte. Die Majestätsbriefe wurden aber nicht, wie angegeben, der Familie Prener gewährt („die Majestätsbriefe für die Preners“), sondern die Urkunden betrafen ein bestimmtes Handwerk, nämlich das Feinbrennen von Silber (prenerstwie), von dem sich wohl der Name der Familie ableitete.

Der Edition muss zugutegehalten werden, dass die genannten kritischen Einwände die deutschen und lateinischen Testamente ausdrücklich nicht betreffen, welche allerdings nur ein Viertel des Inhalts der Publikation ausmachen. Es ist zu bedauern, dass die Benutzung der Gesamtedition durch die erörterten Mängel wesentlich erschwert wird.

Wien

Přemysl Bar

Die Beziehungen Herzog Albrechts in Preußen zu Ungarn, Böhmen und Schlesien (1525-1528). Regesten aus dem Herzoglichen Briefarchiv und den Ostpreußischen Folianten. Bearb. von Christian Gahlbeck. (Veröffentlichungen aus den Archiven Preußischer Kulturbesitz, Bd. 73.) Duncker & Humblot. Berlin 2017. 774 S., Ill. ISBN 978-3-428-15191-2. (€ 119,90.)

Seit 1978 verwahrt das Geheime Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz in Berlin-Dahlem das historische Staatsarchiv Königsberg als XX. Hauptabteilung. Die aufwändige wissenschaftliche Erschließung der wertvollen Bestände, zu denen u. a. das Ordensarchiv sowie das Archiv des Herzogtums Preußen gehören, wurde kurz darauf in Angriff genommen. Mit dem hier anzuzeigenden Regestenband ist nun ein Teilbestand des herzoglichen Archivs, genauer der Bestand A 5 (Ungarn, Böhmen und Schlesien), erschlossen worden.

Der Berichtszeitraum umfasst die Jahre 1525 bis 1528, mithin eine Zeit, in die neben der Säkularisierung des Ordensstaates und seiner Umwandlung in ein gegenüber Polen lehenspflichtiges Herzogtum die weitere Expansion der Osmanen auf dem Balkan fiel. Der Tod des kinderlosen Ludwig II. in der Schlacht bei Mohács führte zu einem Ende der Herrschaft der Jagiellonen in den Königreichen Ungarn und Böhmen sowie in den zu diesem Zeitpunkt zur Krone Böhmen gehörenden schlesischen Fürstentümern. Die Nachfolge trat aufgrund der Wiener Verträge von 1515 der Habsburger Ferdinand I. an. In Ungarn sollte es 1527 zu einem innerungarischen Krieg kommen, da sich nicht nur Ferdinand I. zum König von Ungarn krönen ließ, sondern auch der Wojewode von Siebenbürgen, Johann Zápolya. Als Berater des verstorbenen Königs Ludwig und dessen Frau Maria war der preußische Herzog Albrecht in besonderem Maße an den Ereignissen in Ostmitteleuropa interessiert. Und so versuchte er sich über seine vielfältigen Beziehungen insbesondere über die politischen Entwicklungen auf dem Laufenden zu halten.

Wie der Herzog in Preußen dies tat, auf welche Netzwerke er dabei zurückgreifen konnte bzw. welche er zu knüpfen suchte, zeigen seine Briefwechsel: In den Regesten sind insgesamt 547 Stücke in 413 Einträgen bzw. Nummern verzeichnet worden, die im herzoglichen Briefarchiv (HBA) und in den Ostpreußischen Folianten (Ostpr. Fol.) als Aus-

fertigungen eingehender Schreiben bzw. als Kopie oder als Konzept ausgehender Sendungen überliefert worden sind. Es handelt sich dabei um die Korrespondenz Herzog Albrechts mit Fürsten, einzelnen Adligen, adeligen Amtsträgern und Institutionen aus Ungarn, Böhmen, Mähren und Schlesien, die unter diesen Vorzeichen vor allem als eine politische Korrespondenz zu betrachten ist. In den Briefwechsellern zeigen sich die Praktiken und Strategien der Zeitgenossen, über verschiedene Korrespondenzpartner, auch auf der Basis von Gegenseitigkeit, Zugang zu aktuellen, im weitesten Sinne politisch relevanten Nachrichten zu erhalten, die zwischen anderen Höfen zirkulierten. Unter den Persönlichkeiten, die Herzog Albrecht an ihren Informationen teilhaben ließen, erwies sich der polnische Großkanzler Krzysztof Szydłowiecki als ein besonders großzügiger Korrespondenzpartner, der dem preußischen Herzog nicht nur Nachrichten weiterleitete, sondern auch Briefkopien zukommen ließ.

Christian Gahlbeck hat die einzelnen Stücke in der überwiegenden Zahl als Vollregesten dargeboten. Dabei werden besondere Formulierungen und Begriffe auch im Original aufgeführt. Die Form der ursprünglichen Datierung ist zum Ende des jeweiligen Regests vermerkt, welches durch eine ebenso knappe wie aussagekräftige materielle Beschreibung des jeweiligen Stücks beschlossen wird. Etwaige Verweise und Vermerke sind verzeichnet bzw. werden im Original wiedergegeben, die Existenz von Altregesten und Aktendeckeln späterer Zeiten wird jeweils notiert. Ein etwaiger Druck einzelner Stücke, auch im Auszug, ist ebenso vermerkt wie grundlegende Literatur bzw. die Erwähnung des betreffenden Stücks in der Literatur. Einige ursprünglich auf Altböhmisch verfasste Stücke werden in deutscher Übersetzung wiedergegeben. Neben der Bestellsignatur, welche die aktuelle Signatur des jeweiligen Stücks nach der Neuordnung und Neuverzeichnung des Bestandes im Zuge der Registrierungsarbeiten ausweist, findet sich auch die Altsignatur: Eine zweifelsfreie Identifikation mit in der Forschung nach alten Signaturen zitierten Stücken kann somit leicht vorgenommen werden.

In einer ausführlichen Einleitung erläutert G. die Korrespondenz und ordnet sie historisch ein. Mit der Erstellung der Regesten hat er der Forschung einen Teil eines überaus spannenden Quellenkorpus erschlossen, der Material für allerlei Fragen rund um die machtpolitischen Auseinandersetzungen in der Region, aber durch die sorgfältige und ausführliche Erschließung auch viele inhaltliche Ansatzpunkte für andere Fragestellungen jenseits reiner (außen)politischer Erkenntnisinteressen bietet. Als Stichworte sei hier nur auf Praktiken und Strategien bei der Knüpfung und Pflege von Netzwerken verwiesen, eine entsprechende Liste ließe sich fortsetzen. Der Band ist durch ein Personen- und Ortsnamenregister inhaltlich erschlossen.

Emden

Maike Sach

Reformatio Baltica. Kulturwirkungen der Reformation in den Metropolen des Ostseeraums. Hrsg. von Heinrich Assel, Johann Anselm Steiger und Axel E. Walter. (Metropolis. Texte und Studien zu Zentren der Kultur in der europäischen Neuzeit, Bd. 2.) de Gruyter. Berlin – Boston 2018. 1052 S., Ill. ISBN 978-3-11-055825-8. (€ 189,95.)

Such an impressively commodious compendium of 61 not-at-all short essays encompassing seemingly the entire possible range of aspects of the various histories of metropolises ringing the entire *mare lutheranum/mare nostrum* is obviously not subject to any sort of “review” in the normal sense of the word. (What follows is, therefore, what my now departed *Doktorvater* at Yale University, Riccardo Picchio, would have described as a *notule*.) Lengthy, and highly useful, indexes of illustrations, persons, and places make this sprawling work all the more useful; indeed, they make it into a sort of encyclopedia (with gaps, of course) of cutting-edge work and retrospective overviews of research on this huge, crucial, but understudied aspect of the European Reformation. The articles are almost all written in German, the rest (I count 16) in English, thus making the work accessible to a wide readership.

As the editors note, the concept of a *mare lutheranum* stemmed from Archbishop of Uppsala Lars Olof Jonathan Söderblom's assessment in the early 1920s after the ordinations of Lutheran bishops "closing the ring" formed by the shores of the Baltic. This was a mental map that governed much of the scholarship on the "Nordic Lutheran Renaissance" until ca. 1968. The essays gathered here reflect the highly influential paradigm of "confessionalization" that began its reign at that time, as well as its many followers, "correctors," and respondents, such as those who have recently begun to focus on phenomena like trans-confessionalism, internal confessional pluralism, and indifferentism (p. 13).

The volume under consideration is the printed emanation of what was, apparently, quite a large conference, drawing on the contributions of scholars from all the countries of the Baltic shores—Germany, Poland, Denmark, Sweden, Finland, Lithuania, Latvia, and Estonia—plus colleagues from Russia, Italy, Canada, and the United States. The conference took place in Vilnius (Lithuania) during the days of 9-13 September 2015.

The articles are gathered, to the extent possible, according to more specific, but still broad subcategories of research: (1) Overarching Aspects; (2) the Holy Roman Empire of the German Nation; (3) Poland, Ducal Prussia; (4) the Baltic, Russia; (5) Scandinavia; (6) the Luther Renaissance in the Baltic Region; and (7) a Virtual Book Exhibition. I can offer only a sampling of contribution titles: "The Heritage of the Luther Renaissance Today. The Confessional-Cultural Potentials of a Paradigmatic Reformation Theory" (Heinrich Assel); "The Impact of the Reformation on Occasional Music in the Baltic Region" (Peter Tenhaef); "The Theology of Rostock in the XVI and XVII Centuries and Its Significance for Lutheranism in the Baltic Region" (Andreas Stegmann); "Measurable Consequences of a 'Reformation of Public Welfare': Examples from Pomerania" (Tim Lorentzen); "The Reformation Experience in Sixteenth-Century Vilnius" (Dainora Pociūtė); "Homiletic Culture in Lithuania: The Corpus of Old Lithuanian Postils" (Jolanta Gelumbeckaitė); "Reformation as the Beginning of Written Poetry in Latvian" (Māra Grudule); "Emotions, Obligations, and Identities Within the Lutheran Household. From Luther's Small Catechism to Cultural and Social Responsibilities in the 18th-Century Household in Denmark" (Nina Javette Koefoed); "Sermons and Prayer Books in the Swedish Army During the 'Age of Greatness'" (David Gudmundsson); "The Appeal to Luther In the Conflicts Between the Finnish Pietist Movements in the 19th and Early 20th Century" (Ilmari Karimies). This tiny selection from such a long list can only hint at the riches of this volume (and my apologies to those authors whose articles I have not mentioned).

This will be a must on the shelves of any research library (institutional, public, private) with a focus on an entire range of interrelated early modern European topics too long to even begin to enumerate, but touching on seemingly all aspects the Reformation on the rim of the *mare luteranum* and its relationship to much broader contexts. It will be a cause for rejoicing in many corners.

Berkeley

David Frick

Luther und die Evangelisch-Lutherischen in Ungarn und Siebenbürgen. Augsburgisches Bekenntnis, Bildung, Sprache und Nation vom 16. Jahrhundert bis 1918. Hrsg. von Márta Fata und Anton Schindling unter Mitarb. von Markus Gerstmaier. Aschendorff. Münster 2017. 820 S., Ill., graf. Darst. ISBN 978-3-402-11599-2. (€ 78,-)

Der vorliegende Band präsentiert wesentliche neue Forschungsergebnisse zum Verlauf und zu den Auswirkungen der Reformation im Donau-Karpaten-Raum, insbesondere in ihrer evangelisch-lutherischen Gestalt. Die Vf. aus Deutschland, Ungarn, Slowenien, der Slowakei und Österreich behandeln in vielfältigen disziplinären Ansätzen die Entwicklung von Bekenntnissen, theologischen Konzepten und Kirchenorganisation, deren gesellschaftliche Kontexte und staatliches Umfeld. Einen wesentlichen Ausgangspunkt dafür bilden Resultate und Probleme der Konfessionalisierungsforschung, die als „innovatives

mitlernendes Mittel“ (S. 15) verwendet wird. Prononciertes Interesse gilt dabei dem Modernisierungspotential der Konfessionen, ihrer Rolle in politischen wie sozialen Entwicklungen bis zum Ende des historischen Königreichs Ungarn. Der Vergleich mit dem Heiligen Römischen Reich, Kulturtransfer und Verflechtungsgeschichte werden daher praktisch überall mitgeführt, neue Forschungsergebnisse demonstrieren deren Multilateralität.

Die thematischen Blöcke des Bandes sind Reformation, Konfessionsbildung und Kirchenverfassung, Bildung und Gelehrsamkeit, Sprache, Konfession und Nationsbildung, Erscheinungsformen des kirchlichen Lebens, Luther-Jubiläen, Reformationsjubiläen und -darstellungen und schließlich Martin Luther und die Evangelisch-Lutherischen im Donau-Karpaten-Raum. Das Schwergewicht liegt dabei auf der frühen Neuzeit, Ausblicke bis ins 19. und frühe 20. Jh. unternehmen nur wenige Beiträge. Dies ist jedoch zu verschmerzen angesichts der Komplexität der Zusammenhänge, die die Vf. für das 15. bis späte 18. Jh. rekonstruieren.

Alle Leistungen der insgesamt 27 Beiträge zu würdigen, ist hier nicht möglich. Gewichtige Aufsätze von Volker Leppin, Edit Szegedi und Ulrich A. Wien gehen auf die langwierige lutherische Konfessionsbildung in Siebenbürgen, die lange Phase des Eklektizismus und den Weg „von der reformatorischen Gemeinde zur Kirche“ (Szegedi) in der dortigen spezifischen „kommunikativen Gemengelage“ und politischen Konstellation zwischen Fürst und Ständen, Nationsuniversität und Geistlichkeit ein. Krista Zach (†) zeigt, wie unter den regionalen Voraussetzungen die „Volkskirche“ bei den Siebenbürger Sachsen des 19. Jh. nicht als theologischer Terminus, sondern als Abbreviation für die „Symbiose von kirchlichen und politischen Agenden“ (S. 565) nach dem Verlust ihrer ständischen Institutionen fungierte.

Ein aus Sicht der Rezensentin besonders interessanter Zusammenhang, der in mehreren Beiträgen thematisiert wird und der für die „spezifischen regionalen Formen“ der reformatorischen Strömungen in Ungarn wesentlich ist (S. 13), ist das Verhältnis von Sprache(n) und Konfessionalität. Zoltán Csepregi erläutert explizit „ethnische versus konfessionelle Identitätsbildung [...] bis zum Ende des 18. Jahrhunderts“. Er führt aus, dass angesichts vieler verschiedener ethnischer Bevölkerungsgruppen, deren Angehörige jedoch gewöhnlich einsprachig waren und zwischen denen das Lateinische als Vermittlungssprache diente, im 16. Jh. „der Zugehörigkeit zu einer Sprachgemeinschaft eine viel größere identitätsstiftende Kraft zukam als derjenigen zu den sich [...] erst ausdifferenzierenden Konfessionen“ (S. 379). Das Fehlen einer Übersetzungstradition in die Volkssprachen verstärkte diesen Effekt. Das 17. Jh. bildete eine Übergangsperiode, in der sich konfessionelle Identitäten ausdifferenzierten und verstärkten. Im 18. Jh. besaß dann die Konfessionszugehörigkeit stärkere Bindekraft, wofür die Übersetzungspraxis und eine breitere Mehrsprachigkeit, die nun erst entstand, die Voraussetzungen bildeten. Im 19. Jh. trat diese vorrangige Bindekraft des Konfessionellen hinter die der konkurrierenden Nationalismen zurück, wie nicht zuletzt die Beiträge von Mátyás Kéthelyi, Péter Šoltés und Tibor Pichler belegen. Gabriella Hubert zeigt an einer Analyse lutherischer Gesangbücher bis ins 17. Jh., wie dies auch in einem liturgischen Nebeneinander resultierte: Die gerade beschriebene sprachliche Situation führte dazu, dass „ungarischsprachige Gemeindegesänge im 16. Jahrhundert deutsche Lieder weder in ihren Texten noch in ihren Melodien in nennenswerter Zahl rezipiert haben“ (S. 647). Ein weiterer Grund dafür war die bereits im ungarischsprachigen Kirchenlied aufgenommene Gregorianik, aber auch die metrische Tradition des ungarischen Gesangs. Ungarischsprachige Liedersammlungen waren oft gesamtprotestantisch konzipiert und wurden selektiv genutzt. In den in Ungarn erschienenen deutschsprachigen Gesangbüchern aus der Zips, Leutschau, Ödenburg oder Pressburg wiederum sind unterschiedliche Vorbilder aus Deutschland feststellbar, die lokalen Beziehungsgeschichten folgten. Ähnliche Entwicklungen, lange beeinflusst vom bibeltscheichischen Kirchenlied, lassen sich bei den slowakischen Evangelischen beobachten.

Eva Kowalská und Markus Gerstmeier liefern nicht nur weitere Details zum Wirken der evangelischen Exulanten aus dem Königreich Ungarn. Sie zeigen auch, wie

wichtig das Netzwerk familiärer, wirtschaftlicher und akademischer Beziehungen war, in das insbesondere der Norden Ungarns kontinuierlich eingebunden war. Auch deswegen gut informiert, wurden durchaus nicht alle von ihnen zu Vermittlern des Pietismus. Das Spektrum ihrer Haltungen diesem gegenüber war sehr breit und reichte bis hin zu wohl-informierter Ablehnung. Einige jedoch nahmen „nicht nur innerhalb Ungarns, sondern auch im Heiligen Römischen Reich [...] selbst einen entscheidenden Anteil“ an der Herausbildung des frühen Pietismus (S. 314). Am Wirken derer, die nach Ungarn zurückkehrten, demonstriert László Szélesztei Nagy, wie - neben ihrem theologischen Denken - auch ihre Arbeitsbedingungen und die Bedürfnisse auf- und auszubauender Gemeinden die Stellungnahmen zum Pietismus mitformten. Die Prägung sprachlich definierter bzw. tradierter personeller Netzwerke wird auch in den Beiträgen von Reinhard H. Seitz zu den Kontakten zwischen Lauingen und Pressburg bzw. von Péter Kónya zur Formierung des Eperieser Kollegiums deutlich.

Daneben leuchten fachlich gewichtige Beiträge der Hrsg. Márta Fata sowie von Tímea Benkő, Judit Bogár, Miklós Czente, France M. Dolinar, Béla L. Harmati, Botond Kertész, Julia Krämer-Riedel, István Monok, Gyula Pápay und Karl Schwarz Aspekte evangelischer Kulturgeschichte im Karpatenbecken aus.

Insgesamt liegt ein voluminöser Band vor, der profunde neue Ergebnisse vieler gestandener Forscher zur Theologie-, Kirchen- und Geistesgeschichte präsentiert, darunter vieler, deren in ihren Landessprachen veröffentlichte Beiträge nicht in Übersetzung zugänglich sind. Sie alle nutzen die Chance, ihre Belege und Argumente eingehend vorzustellen, auch die Fußnoten sind eine Fundgrube zum aktuellen Forschungsstand zu der Region. Den Hrsg. ist ausdrücklich für die sorgfältige sprachliche Bearbeitung der Beiträge zu danken.

München

Juliane Brandt

Institutionen der Geschichtspflege und Geschichtsforschung in Schlesien. Von der Aufklärung bis zum Ersten Weltkrieg. Hrsg. von Joachim Bahlcke und Roland Gehrke. (Neue Forschungen zur Schlesischen Geschichte, Bd. 26.) Böhlau Verlag. Köln u. a. 2017. 461 S., Ill. ISBN 978-3-412-50781-7. (€ 55,-)

Auf Anregung der Historischen Kommission für Schlesien und des Schlesischen Museums zu Görlitz fand vom 1. bis 3. Oktober 2015 in Görlitz die Fachtagung „Institutionen der Geschichtspflege und Geschichtsforschung in Schlesien: Von der Aufklärung bis zum Ersten Weltkrieg“ statt. Die Beiträge sind nun von Joachim Bahlcke und Roland Gehrke veröffentlicht worden. An der Tagung haben Historiker, Kunsthistoriker, Kirchenhistoriker und Archivare aus Deutschland, Polen und Tschechien teilgenommen. Das Ziel der Tagung lag in der Schilderung der Rolle der Historiker, die im langen 19. Jahrhundert mit wissenschaftlichen Einrichtungen (mit der Universität Breslau, mit Museen, Archiven, Bibliotheken und wissenschaftlichen Gesellschaften) in Nieder- und Oberschlesien verbunden waren.

In der Einführung wird die Vielschichtigkeit des Prozesses der Professionalisierung der historischen Forschungen in Schlesien betont. Dieser Prozess wurde in der Zeit der Aufklärung eingeleitet und intensivierte sich dann im 19. Jh. mit der Herausbildung moderner Universitäten, Institute und Seminare sowie mit der Entstehung von Gedächtnisinstitutionen wie Archiven, Museen und Fachbibliotheken. Hinzu kam das Interesse für die Geschichte der heimatlichen Region, verbunden mit der Gründung von Fachvereinen und Gesellschaften. In Schlesien waren es Initiativen von privatem Charakter, die vor allem Vertreter des Bürgertums versammelten. Die Beiträge zielen auf eine Analyse des weiten Spektrums der Tätigkeiten auf dem Gebiet der historischen Forschung von der 1. Hälfte des 18. Jh. bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs.

Die veröffentlichten Beiträge wurden in drei Themenkreise gruppiert. Der erste umfasst einleitende Aufsätze, die den historischen Hintergrund schildern. Gehrke beschreibt den Prozess der allmählichen Professionalisierung der historischen Forschung im deutschspra-

chigen Raum: von aufklärerischen Lesegesellschaften über die Tätigkeit landesweiter und regionaler Vereine, die sich mit historischer Forschung befassten, bis hin zur Entstehung landesgeschichtlicher Historischer Kommissionen um 1900. Seiner Meinung nach entsprang die Entstehung der ersten Geschichtsvereine dem Bedürfnis, über die Erfahrungen der Befreiungskriege zu diskutieren. Mit der Zeit kamen Quelleneditionen, archäologische Untersuchungen und die Herausgabe eigener Zeitschriften hinzu, und der Kreis der Vereinsmitglieder erweiterte sich im Verlauf des 19. Jh. um Bildungsbürger, Kaufleute und Handwerker. Mit der historischen Forschung in Schlesien im 18. Jh. vor dem Hintergrund der Lage in Oberlausitz und Sachsen beschäftigt sich Bahlcke. Schlesien fehlte eine eigene Universität, was die Entstehung eines Netzes von Aufklärungsinstitutionen, die in anderen Regionen die Entwicklung der Geschichtsforschung förderten, verhinderte. Es entstanden weder gelehrte Akademien noch Aufklärungsgesellschaften, wie etwa die 1779 in Görlitz gegründete Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften. Einziges Zentrum des wissenschaftlichen Lebens blieb Breslau. Dies änderte sich im 19. Jh. Die Bedeutung der 1811 gegründeten Universität, die Besetzung der Geschichtsprofessur sowie die Tätigkeit und das Profil der Forschungen des 1843 gegründeten Historischen Seminars an der Universität Breslau analysiert Arno Herzig.

Die Tätigkeit der Geschichts- und Altertumsvereine, Gesellschaften und historischen Vereinigungen bis 1914 werden in neun Aufsätzen geschildert, die den zweiten und umfangreichsten Teil des Bandes bilden. Am bedeutendsten war der 1846 in Breslau von Gustav Adolf Harald Stenzel gegründete Verein für Geschichte und Alterthum Schlesiens. Dessen Tätigkeit beschreibt Norbert Kersken. Er schildert die Umstände der Vereinsgründung und charakterisiert die Vereinsvorsitzenden, die Mitgliederstruktur, sowie die wissenschaftlichen Betätigungsfelder. So entsteht das Bild einer Gesellschaft, die seit Mitte des 19. Jh. bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs eine wichtige Rolle als Initiator der historischen Regionalforschung – anfangs in Breslau, dann allmählich in ganz Schlesien – gespielt hat. Bleibendes Ergebnis ihrer Tätigkeit sind wichtige Veröffentlichungen, insbesondere Quelleneditionen, die von Historikern auch heute noch mit Gewinn benutzt werden.

Im 19. Jh. entstanden in Breslau noch weitere Gesellschaften, die sich mit historischer Forschung befassten. Franziska Zach vertritt die These, dass man die 1803 gegründete interdisziplinäre Schlesische Gesellschaft für vaterländische Cultur und die 1810 gegründete Sektion für Kunst und Altertum „als eine Art schlesische Akademie der Wissenschaften“ (S. 141) betrachten könne. Forschungen zur Geschichte der evangelischen Kirche, die in dem 1882 gegründeten Verein für Geschichte der evangelischen Kirche Schlesiens und im Konsistorium in Breslau betrieben wurden, schildert Dietrich Meyer. Dagegen beschreibt Paweł Jaworski die Tätigkeit des Literarisch-Slawischen Vereins in Breslau in den Jahren 1836-1886, insbesondere die Vorträge zur Geschichte des Slawentums, darunter Polens. Das Interesse an Regional- und Lokalgeschichte führte im 19. Jh. auch zu Vereinsgründungen außerhalb der Metropole. Ulrich Schmilewski schildert die Tätigkeit des Vereins für die Geschichte Glogaus und der Wissenschaftlichen Gesellschaft Philomathie in Neisse, Ryszard Kaczmarek beschreibt den Oberschlesischen Geschichtsverein und zahlreiche kleinere, lokal wirkende Vereine in den Städten Oberschlesiens. Den Glatzer Gebirgsverein und die Arbeiten der Glatzer Historiker untersucht Małgorzata Ruchniewicz, die Rolle der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften auf dem Gebiet der Regionalgeschichte erläutert Christian Speer, während Roland Gehrke die 1880/81 in Hirschberg gegründete Zeitschrift *Der Wanderer im Riesengebirge* bespricht. Neben Aufsätzen zu Tourismus und Landeskunde finden sich hier auch wichtige Texte zur Lokalgeschichte, von der Urgeschichte und den Anfängen der Ansiedlung am Fuß des Riesengebirges über Aufsätze zur Geschichte einzelner Ortschaften, des lokalen Handels und der Wirtschaft bis hin zu Quelleneditionen.

Den letzten Teil bilden Aufsätze zu Gedenk- und Kulturinstitutionen. Urszula Bońcuk-Dawidziuk untersucht die Tätigkeit des Breslauer Universitätsmuseums bis

1914 im Vergleich mit anderen Museen in Breslau und Schlesien. Sie macht darauf aufmerksam, dass die Anfänge des schlesischen Museumswesens mit Pfarrer Leopold Jan Szersznik verbunden sind, der 1802 in Teschen eine entsprechende Tätigkeit aufnahm. Das Universitätsmuseum war bis zur Mitte des 19. Jh. die einzige öffentliche Einrichtung und richtete sich beim Aufbau seiner Sammlungen nach lokalpatriotischen Vorlieben. Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jh. übernahm das Schlesische Museum für Kunstwerke und Altertümer die führende Rolle. Dessen Tätigkeit, darunter die Dauerausstellung „Alt-Breslau“, die 1908 im Schlesischen Museum eröffnet wurde und eine große Debatte über die historische Bausubstanz zur Folge hatte, bespricht Vasco Kretschmann in einem gesonderten Aufsatz. Der Band enthält außerdem eine Untersuchung zu den Museen und Gesellschaften in Österreichisch-Schlesien von Marie Gawrecká. Die Rolle der Bibliotheken als Orte der Geschichtspflege erläutert Wojciech Mrozowicz, und das Archivwesen und dessen historischen Bestand schildern Rościsław Żerelik hinsichtlich des Provinzialarchivs und Michael Hirschfeld hinsichtlich des Diözesanarchivs, der Diözesanbibliothek und des Diözesanmuseums in Breslau. Abgeschlossen wird der Band mit einem Aufsatz von Bahlcke zur Rolle des Adels bei der Geschichtspflege.

Der besprochene Band ist eine Zusammenfassung des Forschungsstandes zur Entwicklung der schlesischen Historiografie im 19. Jh. und zur Rolle und Bedeutung von unten wirkender Organisationen – nämlich der Gesellschaften und öffentlichen Institutionen – bei der Verbreitung und Popularisierung des Wissens über die Vergangenheit Schlesiens und dessen einzelner Ortschaften. Während die Geschichte der schlesischen Historiografie seit der Aufklärung bis zum Anfang des 20. Jh. ziemlich gut erforscht ist, wurde die Tätigkeit der Gesellschaften und Vereine zur Pflege der historischen Erinnerung und zur Kultivierung der Regionalgeschichte bisher nur selten untersucht. Die diesbezüglichen Aufsätze, insbesondere zu dem Verein für Geschichte und Alterthum Schlesiens und der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur im langen 19. Jh., ergänzen wesentlich unser Bild vom damaligen wissenschaftlichen Leben. Deren Verdienste im Bereich der Quellenedition und der Veröffentlichung von wissenschaftlichen Bearbeitungen zur Geschichte Schlesiens durch ihre Mitglieder sind nochmals ausdrücklich zu betonen.

Wrocław

Lucyna Harc

Halina Beresnevičiūtė-Nosálová: Artists and Nobility in East-Central Europe. Elite Socialization in Vilnius and Brno Newspaper Discourse in 1795-1863. (Elitenwandel in der Moderne, Bd. 19.) De Gruyter Oldenbourg, Berlin 2018. VI, 242 S. ISBN 978-3-11-049051-0. (€ 79,95.)

Halina Beresnevičiūtė-Nosálová versucht in ihrer Studie, das kulturelle Leben zweier Städte ähnlicher Größe anhand von Theaterkritiken in lokalen Zeitschriften zu vergleichen, nämlich von Brünn (Brno), der Hauptstadt der Markgrafschaft Mähren und von Österreichisch-Schlesien, und von Vilnius, das 1795 an das Russische Reich gefallen war und als Hauptstadt eines Guberniums weiterhin ein kulturelles Zentrum bildete. Ein Blick auf das verwendete Zeitschriften-Korpus zeigt die im Vergleich zu heute anders gelagerte kulturelle Hegemonie: Die Periodika, welche für Vilnius maßgeblich sind, waren ausschließlich in polnischer Sprache verfasst, jene für Brünn in deutscher Sprache.

Was den Vergleich der Diskurse über das kulturelle Leben in den beiden Städten, das vielfach erst durch wohlthätige Adelige zustande kam, ergiebig macht, war deren *top-down* Perspektive, die zwar einen adeligen Landespatritismus beförderte, dabei aber neuen Eliten Platz verschaffte und einer kontinuierlichen Modernisierung das Wort redete. Landespatritismus wird in diesem Kontext als „a collective identity which existed before and alongside the emerging national ideologies“ (S. 13) gesehen. Der Landespatritismus manifestierte sich hier als Ideologie des Pressediskurses. Es wurde ganz offensichtlich der Standpunkt der aufgeklärten privilegierten Schichten vertreten, die so ihre selbstlose Hingabe an eine Verbesserung der Zivilisation nach Vorbild der europäischen Metropolen in

Szene setzten (S. 13). Eine Analyse des in den Kritiken verwendeten Diskurses zeige, dass eine „Nobilitierung“ des Künstlers mit einer Form von „Verbürgerlichung“ (die Vf. verwendet den deutschen Begriff) des Adels einhergegangen sei (S. 25).

Im 2. Kapitel „Charity and Taste“ werden die Akteure in Vilnius vorgestellt, allen voran die an der Universität angelagerte Wohltätigkeitsgesellschaft und in deren Rahmen die Aktivitäten des Pathologen Joseph Frank (1771-1841) und dessen Ehefrau Christine, einer aus Brünn gebürtigen professionellen Sängerin. Diese veranstaltete mit Laiensängerinnen und -sängern aus dem Hochadel wohltätige Aufführungen und verhalf diesen, den Kritiken nach, zu hoher Professionalität. Die Vf. gewährt weitere interessante Einblicke in die Theater- und Musikgeschichte von Vilnius in den ersten zwei Dritteln des 19. Jh. So wird z. B. das Wirken von Stanislaw Moniuszko (1819-1872), bekanntlich der bedeutendste polnische nationale Opernkomponist des 19. Jh., während seiner Zeit in Vilnius im Spiegel der zeitgenössischen Kritik beleuchtet. Zu Recht auch wird das Wirken des damals ungemein populären, aus Vilnius gebürtigen und in Vergessenheit geratenen Dirigenten und Komponisten Wiktor Każyński (1812-1867) hervorgehoben. Er gründete in Vilnius eine musikalische Gesellschaft, ging jedoch 1842 nach St. Petersburg und reüssierte dort als Kapellmeister am Aleksandrinskij-Theater. Ein weiterer Aspekt, der in der vorliegenden Rezension nicht besprochen wird, ist der spezifisch innerpolnische Dialog im Umgang mit der russischen Obrigkeit, der das kulturelle Leben von Vilnius prägte und in der Studie nicht berücksichtigt oder auch nur angedeutet wird.

Einige Teile dieser Studie bilden erweiterte Fassungen von bereits publizierten Beiträgen in Sammelbänden. Dies hat eine gewisse Inkohärenz zur Folge, sodass es einiger Anstrengung bedarf, das umfangreiche Material in seinen Zusammenhängen zu erfassen.

Obwohl von der Größe her mit Vilnius vergleichbar, war die kulturelle Situation in Brünn doch eine andere. Die Treuebekundungen für das Herrscherhaus während der Napoleonischen Kriege und danach sind bekannt. Dass in den böhmischen Ländern Wohltätigkeit und Fürsorge durch die Gründung diverser Vereine institutionalisiert wurde, war ein Beleg für die ökonomische Fortschrittlichkeit dieser Region. Ohne die Mitwirkung von adeligen Wohltätern wäre dies nicht denkbar gewesen. Besonders hervorgehoben wird das Wirken von Graf Michael Bukuvký. Von Interesse ist die Analyse des Verhältnisses zwischen Brünn und Wien, deren reger kultureller Austausch von der Vf. an Akteuren und Ereignissen festgemacht wird: dem adeligen Theater- und Musikkritiker Laurencin d'Armand (Pseud. Philokales); dem Brünnner Komponisten und Geigenvirtuosen Heinrich Wilhelm Ernst; dem Erfolg, den die Possen von Johann Nestroy zum Leidwesen der einheimischen Kritik auf dem Theater in Brünn feierten (S. 166); den Gastspielen prominenter Wiener Künstlerinnen und Künstler zum Zwecke der Steigerung der Erträge von Wohltätigkeitsveranstaltungen (S. 170). In der Presse wurden die Namen von Spendern veröffentlicht, und es wird ersichtlich, dass das wohlhabende Brünnner Bürgertum zunehmend in die Fußstapfen des Adels getreten war.

In beiden Städten kam die nationale Komponente in Bezug auf die Sprache, in welcher Stücke aufgeführt wurden, zum Tragen. In Vilnius wurde das Russische in der 2. Hälfte des 19. Jh. als Unterrichtssprache dekretiert, was als Unterdrückung der polnischen Kultur empfunden wurde. Russisch löste Deutsch als Unterrichtssprache im staatlichen Rabbinerseminar in Vilnius ab. Ohne dass in den Zeitschriften viel davon die Rede gewesen wäre, fanden in der Folge auch gutbesuchte Aufführungen in russischer Sprache in Vilnius statt (S. 207). In Brünn kamen seit den 1830er Jahren Stücke und musiktheatralische Werke auch auf Tschechisch auf die Bühne. Diese Entwicklung macht B.-N. am Wirken einiger Personen fest. Der Komponist und Augustinermönch Pavel Křížkovský (1820-1885) führte 1860 mit den böhmischen Besedas einen Typ von musikalischen Veranstaltungen ein, wie es sie auch in Wien gab, mit denen in erster Linie der slawischen Muse gehuldigt wurde, und gründete den Kirchenchor *Beseda brněnská*. Ablehnung tschechischer Aufführungen gegenüber sei eher von der Theaterleitung gekommen als von Seiten der Presse (S. 216).

Abschließend muss anerkennend gesagt werden, dass die vorliegende Studie eine über die Norm hinausgehende sprachliche Komplexität aufweist: Die Vf., welche auf Litauisch publiziert, hat die Studie in englischer Sprache verfasst, um eine größere Verbreitung zu gewährleisten. Für den Untersuchungsgegenstand waren Kenntnisse der polnischen, deutschen und nicht zuletzt tschechischen Sprache erforderlich. Wie schon erwähnt, ist durch den vorausgegangenen Teilabdruck einiger Kapitel die Lesbarkeit erschwert. So wurden einige erweiterte Fassungen von publizierten Beiträgen eingearbeitet, so ist z. B. eine frühere Version des Kapitels „German-Czech Brno“ bereits 2015 erschienen¹, was auch aus dem Literaturverzeichnis (S. 228 f.) ersichtlich ist. Dennoch müssen die große Materialfülle und die Einsichten, welche die Analyse dieses Materials mit Blick auf die Dynamik der medialen Berichterstattung in Bezug auf die adelige Selbstdarstellung durch Wohltätigkeit und Emanzipation der Künstler erlauben, als eine große wissenschaftliche Leistung anerkannt werden.

Wien

Gertraud Marinelli

¹ Vgl. den Hinweis auf S. 209 auf HALINA BERESNEVIČIŪTĒ-NOSÁLOVÁ: Czech National Culture in Mid-Nineteenth-Century Brno: The Efforts of Several Individuals or a Fashion among Established Elites?, in: JÜRGEN HEYDE, KARSTEN HOLSTE u. a. (Hrsg.): Dekonstruieren und doch erzählen? Polnische und andere Geschichten, Göttingen 2015, S. 73-82.

Peter Rassek: Für ein freies Polen und ein liberales Preußen. Czarторыskis Deutschlandpolitik am Vorabend der Revolution von 1848. Ein Beitrag zur polnisch-deutschen Beziehungsgeschichte. (Die Deutschen und das östliche Europa, Bd. 13.) Peter Lang Edition. Frankfurt am Main u. a. 2016. 706 S. ISBN 978-3-631-64989-3. (€ 99,95.)

Peter Rasseks Buch setzt sich mit einem wenig bekannten Aspekt der polnisch-deutschen Beziehungen im 19. Jh. auseinander, der mit der diplomatisch-politischen Tätigkeit der von dem Fürsten Adam Czarторыski – dem wahrscheinlich größten Staatsmann in der Zeit der Teilungen – angeführten polnischen Exilpartei verbunden war. Über das polnische Phänomen der sog. „Großen Emigration“ 1831-1863, insbesondere der Partei von Czarторыski, hat in der deutschen Geschichtsschreibung insbesondere Hans Hennig Hahn geforscht. Aus dessen Umfeld stammt auch der Autor der besprochenen Arbeit. Es ist festzuhalten, dass R.s Buch eine wesentliche Forschungslücke schließt: Sie betrifft die nach Deutschland – d. h. *de facto* nach Preußen – gerichtete Wirkung von Czarторыskis Exilpartei, mit der eine breite und europaweite Unterstützerfront für die Unabhängigkeitsbestrebungen der Polen geschaffen werden sollte. Diese Bestrebungen verfolgte er unter den Bedingungen einer außenpolitischen Konstellation, die von den Beschlüssen des Wiener Kongresses und der Dominanz des Russischen Reiches hinsichtlich der Polnischen Frage bestimmt war.

Die Studie besteht aus zwei Teilen, von denen der erste, umfangreiche – über 200 Seiten zählende – Teil aus einer Einführung ins Thema besteht. Der zweite Teil ist eine Quellenedition der in Czarторыskis Exilpartei entstandenen und aus der Sammlung der Krakauer Czarторыski-Bibliothek stammenden diplomatischen Korrespondenz. R. kennt sich hervorragend in der Fachliteratur aus, dennoch muss aber auf ein paar von ihm nicht angeführte Publikationen hingewiesen werden. Zu denen zählen u. a. die Monografie von Jerzy Parvi über den französischen Hauptbefürworter eines souveränen Polen, Charles de Montalembert¹, oder die Forschungen von Krzysztof Marchlewicz² über die für Fürst

¹ JERZY PARVI: Montalembert w obronie niepodległości Polski i wiary katolickiej [Montalembert als Verfechter der Unabhängigkeit Polens und des katholischen Glaubens], Warszawa 1994.

Czartoryski so wichtige britische Politik. Wenn der Autor das wichtige Phänomen der Jahre 1831/32, die „Polenbegeisterung“, bespricht, wäre die Abhandlung von Gabriela Brudzyńska-Némec³ erwähnenswert, wo die Bedeutung der Maßnahmen hervorgehoben wird, die in dieser Zeit ergriffen wurden, um die Strukturen einer deutschen liberalen Partei zu formen.

Aus gutem Grund hat R. 1840-1848 als Untersuchungszeitraum gewählt. In dieser Phase eröffnete die Herrschaft Friedrich Wilhelms IV. die Chance, die preußische Politik gegenüber Polen zu modifizieren. Außerdem veränderte sich in dieser Zeit die politische Linie der Partei von Fürst Czartoryski. Die bisherige, in den 1830er Jahren verfolgte Strategie, Frankreich und England dazu bringen, Polen zu unterstützen, war gescheitert. Daher wurde nach einer neuen Ausrichtung gesucht, vor allem im Osmanischen Reich und in den Balkanländern, aber auch in Wien und Berlin. R. skizziert auf sehr geschickte Art und Weise den Kontext dieser Aktivitäten von Czartoryskis Partei, indem er dem deutschen Leser die Problematik der Großen Emigration, die Genese der politischen Aktivitäten Fürst Czartoryskis selbst sowie auch die inneren Verhältnisse der preußischen Politik präsentiert. Bei der Darstellung der komplizierten politischen Laufbahn Czartoryskis fehlen vielleicht, gerade dem deutschen Leser, ein paar Hinweise zum Verlust seiner Position bei Zar Alexander I. nach 1815 sowie zu der Frage, wie es dazu kam, dass zu Beginn des 19. Jh. Czartoryski einer der engsten Mitarbeiter der russischen Regierung war und während des Novemberaufstands, und insbesondere danach, zum Architekten antirussischer Tendenzen in der europäischen Politik wurde. Ein wesentlicher Teil der Arbeit erforscht die Aktivitäten in den Jahren 1846/47, u. a. im Zusammenhang mit den Auswirkungen des Vereinigten Landtags – die bisher in der Geschichtsschreibung kaum erkannt wurden –, wo die Partei des Fürsten offen Kontakte zu den deutschen Liberalen suchte. Diese Auswirkungen endeten mit den Ereignissen von 1848, die jedwede Illusionen über die Perspektive einer polnisch-deutschen Allianz, auch in Anlehnung an liberale Kreise, zerstörten. Somit wurde auf brutale Weise deutlich, dass sich der Interessenkonflikt unmöglich beseitigen ließ, der in der zweiten Jahrhunderthälfte in der Politik des „gesunden Volksegoismus“ zum Ausdruck kam, wie ihn Wilhelm Jordan in seiner berühmten Parlamentsrede in Frankfurt bezeichnet hatte.

Sehr hoch ist der Wert der Quellenedition einzuschätzen, einer Auswahl von Texten sowohl im polnischen oder französischen Original als auch in deutscher Übersetzung. Es sind vor allem Briefe, aber auch Presseveröffentlichungen der Partei um Czartoryski, in denen diplomatische Maßnahmen besprochen oder die Verworrenheiten preußischer Politik analysiert werden. Versehen mit kurzen, aber kompetenten Anmerkungen geben diese Ausführungen nicht nur Einblicke in die politischen Maßnahmen, sondern zeigen auch den geistigen Horizont der Exilpartei, der gerade für den deutschen Leser von Interesse sein dürfte. Zusammenfassend lässt sich sagen, dass diese Arbeit eine sehr wichtige Studie zu vergessenen Fragmenten der polnisch-deutschen Beziehungen im 19. Jh. darstellt, in der sich auch das keineswegs einheitliche und eindeutige Gesicht dieser Beziehungen offenbart.

Poznań

Przemysław Matusik

² KRZYSZTOF MARCHLEWICZ: *Wielka Emigracja na Wyspach Brytyjskich (1831-1863)* [Die Große Emigration auf den britischen Inseln (1831-1863)], Poznań 2008.

³ GABRIELA BRUDZYŃSKA-NÉMEC: *Polenvereine in Baden. Hilfeleistung süddeutscher Liberaler für die polnischen Freiheitskämpfer 1831-1832*, Heidelberg 2006.

Nancy M. Wingfield: *The World of Prostitution in Late Imperial Austria*. Oxford University Press. Oxford 2017. XV, 272 S., Ill., Kt. ISBN 978-0-19-880165-8. (£ 60,-)

Arthur Schnitzler's famous play *Reigen* (Round Dance) consists of ten interlocking scenes, each involving a chance sexual encounter between a man and a woman in 1890s Vienna. The opening scene comprises a prostitute and a male customer and ends with the same prostitute propositioning a count. The prostitute thus provides the dramatic and thematic nexus linking the scenes and brings the drama to a circular close. The message is clear: this is a medieval *danse macabre* transposed to end-of-the-century Austria in which sex and death, *eros* and *thanatos*, become collusively intertwined dancers.

Nancy M. Wingfield's impressive new study of prostitution in late imperial Cisleithanian Austria demonstrates that Schnitzler's drama was not a fiction but a truthful reflection of the complexity of male-female sexual relations in the Habsburg Monarchy—which was why the play could not be staged until 1920 and, even then, was greeted with shock and moral outrage. W.'s carefully argued and deeply researched book shows that female sex workers in the Monarchy were not simply victims of an oppressive patriarchal system but enjoyed a degree of autonomy and agency as they navigated dexterously between the poles of Catholic conservatism (embodied by the Emperor himself) and the forces of liberalism that made the late Monarchy so workable and flexible. Reflecting that tension between religious conservatism and liberal pragmatism, prostitutes were neither banned nor encouraged but tolerated as a "necessary evil." In the words of the liberal German mayor of Brno in Moravia, "so long as instinct acts more strongly than the demands of propriety, morals and legal precepts, prostitution must be treated as a necessary evil and strictly regulated instead of repressed" (p. 82).

The "repressive hypothesis," inaugurated by Sigmund Freud around this time, was gaining increasing currency among the liberal political elites in the Monarchy—to such an extent in fact that prostitution was regarded as a valuable safety-valve for the sexual urges of the male population, ten percent of which was infected by syphilis. The welfare of the women themselves was a lesser concern and was always subordinated to the needs of their male clients. Such was the porous nature of this trans-national polity that sex trafficking became a burgeoning industry from Bohemia in the north to the Dalmatian coast in the south, from Trieste in the west to Czernowitz in the east. Some, but not all, of these sex traffickers were Jewish, a statistic that was inflated and inflamed in the anti-Semitic press, in order to demonize Jews as depraved predators of innocent girls. The infamous Riehl trial of 1906, which exposed abuses in Vienna's brothels and the exploitation of the female sex workers to unscrupulous madams and pimps, helped to pour gasoline on this anti-Semitic fire since two of the main actors in the scandal were of Jewish descent.

The trial was widely covered in the press and led to sweeping changes and reforms in the Empire, which W. documents in a series of chapters, the first of which is a blow-by-blow account of the Riehl trial itself. Subsequent chapters deal with two categories of prostitutes, those who were confined to brothels and therefore more successfully subjected to police regulation and surveillance and so-called "clandestine" prostitutes whose movements were more difficult to keep track of. W.'s capacious study is not just limited to the imperial capital but broadens its focus to the regional cities of Prague, Trieste, and Czernowitz as well as the rural provinces, including the garrison town of Theresienstadt. The author's impressive command of the requisite languages (German, Czech, Polish) has allowed her to mine the archives with particular effectiveness in order to present a complex and nuanced picture of regional differences as well as overall consistency in imperial policy. These regulations were so effective that they survived in many of the newly independent states of East Central Europe long after the collapse of the Austro-Hungarian Empire in 1918.

The penultimate chapter of the book chronicles the panic created by the sex-trafficking phenomenon, and as such resonates powerfully with the present-day situation in the European Union where open borders and free movement has created a similarly fraught set of

problems and has brought the issue of sexual exploitation of young women once more to the fore.

For all the reasons given above, W.'s study of prostitution in late imperial Austria is a welcome and valuable addition to the growing number of books on the subject within other parts of Europe. It will prove to be of great value and insight to scholars and students of what has often been claimed to be the oldest profession in history.

Chicago

Alfred Thomas

Manfred Klein: Preußens Litauer: Studien zu einer (fast) vergessenen Minderheit. Verlag Dr. Kovač. Hamburg 2017. 269 S. ISBN 978-3-8300-9732-7. (€ 95,80.)

An der nordöstlichen Peripherie des preußischen Staates, in der sog. „preußischen Achselhöhle“, gab es eine Bevölkerungsgruppe, die Preußischen Litauer, die auch in der Unterscheidung zu den Litauern jenseits der Grenze als „Kleinlitauer“ bezeichnet wurden und sich selbst „Lietuvinkai“ nannten. Neben ihrer litauischen Sprache fielen sie Besuchern vor allem durch ihre eigene spezifische Kultur auf. Eine breitere Öffentlichkeit erfuhr erstmals von dieser ethnischen Gruppe, als der Tilsiter Fotograf Robert Minzloff im Jahr 1894 einen Bildband *Bilder aus Littauen. Photographische Momentaufnahmen*¹ veröffentlichte, der zahlreiche ethnografische Szenen zeigte und bei vielen Betrachtern ein Interesse für die Eigenarten dieser Region weckte.

Manfred Klein hat sich seit vielen Jahren mit historischen, kulturellen und linguistischen Phänomenen der Preußischen Litauer beschäftigt und regelmäßig Aufsätze dazu veröffentlicht, die der vorliegende Band versammelt. Fragen der ethnischen Identität dieser Volksgruppe stehen im Zentrum der elf Texte. Dazu gehören neben der Schilderung einer jugendlichen Subkultur aus dem 19. Jh., die in sommerlichen Vergnügungen während der Nachtweide der Pferde ihren Ausdruck fand („...waren die Jungen bereits über alle Berge“), Erörterungen zu Momenten, in denen sich Bilinguale in einer zweisprachigen Welt der eigenen Sprache schämen („Wann ‚schämt‘ man sich seiner Muttersprache“), Betrachtungen zu Termini aus beiden Sprachen, die zu neuen Wortschöpfungen führen („Ein interkulturelles Produkt – der ‚Putzmalūnas‘“) und Betrachtungen zu kulturellen Persönlichkeiten der Region wie Kristijonas Donelaitis oder Martynas Jankus. Der Vf. verharret nicht auf der linguistischen Ebene, stets bezieht er Fragen der Kommunikation und des kulturellen Habitus mit ein und argumentiert vor einem breiten kulturgeschichtlichen Hintergrund.

So sehr die einzelnen Beiträge durch ihren Inhalt und die jeweilige Darstellung auch bestechen, trifft man bei durchgehender Lektüre dieser sämtlich schon veröffentlichten Beiträge doch auf Wiederholungen einzelner Topoi und Gedankengänge, was sich immer wieder als kleiner Schönheitsfehler solcher Editionen herausstellt. Doch die Aufsätze dieses Sammelbandes gehen weit über Forschungen aus einer regionalen Perspektive hinaus. Einige von ihnen liefern hervorragende methodische Ansätze für unterschiedlich ausgerichtete Untersuchungen in der historischen Forschung wie auch zu ostmitteleuropäischen Themen: Als Erstes sei hier der Rückgriff auf Romane des 19. Jh. als „Quelle für Kultur- und Rechtsgeschichte“ sowie der „Ethnographie“ (S. 144) genannt, in diesem Fall Romane des Gelegenheitsschriftstellers Jodokus Donatus Temme, denen der Vf. zwei Beiträge widmet: „Wer war Anna Jogszies“ und „J. D. H. Temmes literarisches Denkmal für die

¹ Dieses Album wurde jüngst in einer deutsch-litauischen kommentierten Edition vom Thomas-Mann-Kulturzentrum in Nida herausgegeben: LINA MOTUZIENĖ, VASILIJUS SAFRONOVAS (Hrsg.): *Vaizdai iš Lietuvos: Roberto Minzloffo etnografinių scenų albumas / Bilder aus Litauen: Ethnografische Aufnahmen von Robert Minzloff*, Neringa 2017.

Kacksche Ball (Kakšių balas)“. Hier erklärt der Vf. eingangs, inwiefern sich ein fiktionaler Text, auch wenn er in die Kategorie der Trivialromane eingegangen ist, als mögliche Quelle für zeitgenössische Verhältnisse eignet (S. 157 ff.), und analysiert exemplarisch Temmes Text für die historische Darstellung der Moorlandschaft (des Kacksche Ball). Ein weiterer Text, „Liestik, buršeliai...!“ befasst sich mit den späteren ethnischen und kulturellen Auswirkungen der Dienstzeiten der preußischen Litauer im preußischen Heer. Überzeugend und präzise schildert K. die aufkommende Bilingualität in der Region, analysiert Kommunikationsverhalten in der Zweisprachigkeit (stets in Verbindung mit dem kulturellen Habitus) sowie Selbstwertgefühle von Sprechern in unterschiedlichen Situationen und geht den Begriffen von Akkulturation und Assimilation für kulturelle Phänomene dieser Region nach.

Dieses Untersuchungsmuster ließe sich auch auf andere ethnische Minderheiten und Regionen anwenden. In diesem Sinne hat der Band einen Wert, der weit über die Erforschung der ehemaligen preußisch-litauischen Region und deren Bewohner hinausgeht, deren Spuren sich heute im Wesentlichen, nach dem Verbot des Litauischen in der NS-Zeit und Flucht und Vertreibung am Ende des Zweiten Weltkriegs, nur noch in den Museen von Klaipėda und Šilutė finden lassen.

Warszawa

Ruth Leiserowitz

Hanna Grzeszczuk-Brendel: Eine Stadt zum Leben. Städtebau und Wohnungsreform in Posen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Übers. von Sandra Ewers. De Gruyter/Oldenbourg. Berlin – Boston 2018. 412 S., Ill., Kt. ISBN 978-3-11-054804-4. (€ 44,95.)

Das vorliegende, äußerst sorgfältig gestaltete Buch ist die deutsche Übersetzung eines 2012 am Posener Polytechnikum verteidigten Habilitationsschrift.¹ Die Abhandlung stützt sich auf eine gewissenhafte Recherche: Schon allein die Suche nach den verwendeten Illustrationen muss Hanna Grzeszczuk-Brendel Jahre gekostet haben. Ihr Posen ist keine provinzielle Mittelstadt, sondern ein regionales Zentrum, wo alle möglichen architektonischen Reformströmungen rezipiert wurden und das seinen Provinzcharakter kreativ auszunutzen wusste. Anstatt die Grabenkämpfe zwischen den Verfechtern des Traditionalismus und der Avantgarde in den Metropolen wie Berlin oder Warschau nachzuzahlen, nahmen die in Posen wirkenden Architekten von jeder Strömung das aus ihrer Sicht Beste und frönten einem planerischen Eklektizismus. Der fließende Übergang zwischen traditionellen und modernen Formen erscheint hier als ein Charakteristikum der „Provinz“ (S. 279). Im Fokus steht der Wohnungsbau für die Mittelschicht und für die Geringverdiener. Die Häuser und Wohnungen erzählen hier nicht nur ihre eigene Geschichte, sondern auch die Geschichte Posens und seiner Umgebung. Die Bewohner werden hingegen nur dann berücksichtigt, wenn es um deren Wünsche nach Repräsentation oder aber Privatheit geht (z. B. hinsichtlich der Unterbringung des Personals innerhalb der Wohnung). Es wurden fast keine Erinnerungen Posener Mieter oder Eigentümer ausgewertet.

Der große Vorteil dieses Ansatzes besteht darin, dass er die üblichen politischen Zäsuren sprengt. Zwar behandelt die Vf. nacheinander das preußische Posen, Posen während des Ersten Weltkriegs, das polnische Poznań und Posen im Zweiten Weltkrieg und problematisiert die jeweiligen Brüche, unterstreicht aber vor allem die frappierenden Kontinuitäten. Die Entwicklungen in Posen werden so in einen breiten europäischen Kontext gestellt. G.-B. skizziert für jeden zeitlichen Abschnitt einleitend die in Europa geführten Debatten über Architektur sowie die Lösungsvorschläge und deren Umsetzung. Damit macht sie erstmals klar, dass für diese Probleme überall dasselbe Bewusstsein vorhanden war. Da

¹ HANNA GRZESZCZUK BRENDEL: Miasto do mieszkania. Zagadnienia reformy mieszkaniowej na przełomie XIX i XX wieku i jej wprowadzenie w Poznaniu w pierwszej połowie XX wieku, Poznań 2012.

manche in Posen wirkenden Architekten eine professionelle Vorgeschichte hatten (so hat z. B. der Stadtplaner Josef Stübben (1845-1936), bevor er Vorsitzender der Königlichen Kommission für die Stadterweiterung in Posen wurde, in Köln gearbeitet), fügten sich die in dieser Stadt entwickelten Lösungen reibungslos in europäische Ansätze ein. In der Zwischenkriegszeit wurde die Hauptstadt Warschau zu einer Referenzgröße, wo auch „europäisch“ im Sinne der Vorschläge des Congrès Internationaux d'Architecture Moderne gearbeitet wurde. Im Zweiten Weltkrieg war Posen Gauhauptstadt und besann sich wieder auf seine preußische Vergangenheit.

Wegen der politischen Zugehörigkeit zu Preußen wurde in Posen vor allem die deutsche Version der städtebaulichen Reformbewegung befolgt, z. B. die Gartenstadt. Einschneidend waren die Entfestung und die damit verbundenen Stadterweiterungspläne um 1890, die den Bau neuer Stadtviertel ermöglichten. In preußischer Zeit galt Posen deutschen Beamten als ein provinzieller Verbannungsort, in den man sich nur unfreiwillig begab und den man so schnell wie möglich wieder verließ. Die Stadtbehörden mussten sich anstrengen, um den Unwilligen etwas bieten zu können, z. B. eine komfortable und bezahlbare Wohnung. Das Preußische an Posen wurde mit dem zentral gelegenen, monumentalen Schlossviertel unterstrichen (Posen wurde 1900 zur Kaiserlichen Residenzstadt ernannt), und die Architekten mussten ihre (Reform-)Pläne irgendwie an diese aus allen Himmelsrichtungen sichtbare historisierende Monumentalität anbinden. Somit stillten die Pläne zwar die Sehnsucht nach Komfort, blieben aber in der Traditionalität verhaftet: Die Vf. spricht von einem erstaunlichen Kontrast „zwischen dem reformierten Konzept der städtebaulichen Anlage und der Grundrissaufteilung der Wohnungen einerseits und den oft anachronistischen äußeren Stilformen andererseits“ (S. 145) und wirft die Frage auf, ob dies mit der Provinzialität der Investoren und Auftraggeber oder eher mit dem Spannungsverhältnis zwischen preußischer Vergangenheit und Modernität zu erklären sei.

Neben den Häusern für die Mittelschicht behandelt G.-B. die Planung der Arbeiterviertel und betont dabei die neue Herangehensweise mittels öffentlicher Ausschreibung: Die städtischen Behörden legten die vorläufigen Regulierungspläne mit einem Straßennetz vor und lobten einen Wettbewerb in Zeilenbauweise (1912) für zwei städtische Grundstücke aus. In Posen ließen sich nationale Trennlinien gut nachverfolgen, denn während in den 1880er Jahren Komfortwohnungen vor allem von Deutschen belegt waren, wohnten in den in baulicher Hinsicht minderwertigen Vierteln zu 75 Prozent Polen (S. 52 f.). Die ethnische Segregation kann man auch an den Satzungen der Wohngenossenschaften, dem Zugang zum Baugrund und der Vergabep Praxis von Baukrediten ablesen.

Nach dem Ersten Weltkrieg wurde die Stadt Polen zugesprochen, was die Tendenz bestärkte, mittels Architektur, Kunst und Kultur deren Zugehörigkeit zu Polen zu unterstreichen. An die Stelle des deutschen „Heimatstils“ trat nun der als Polnisch definierte Klassizismus und der Landhausstil, womit man auch die Provinz als Zentrum des Polentums aufwerten wollte. Im Wohnungsbau waren sowohl Kommunen als auch Genossenschaften aktiv, da sie Zugang zu Baukrediten hatten. Angesichts der nachkriegsbedingten Verarmung wurden vor allem kostengünstige Wohnungen geplant und gebaut, die auch für Beamte aus der Mittelschicht interessant waren. Die Vf. behandelt sowohl die von kommunaler Hand errichteten Obdachlosensiedlungen als auch Betriebswohnungen. Zudem stellt sie städtebauliche Konzepte vor, die sowohl die Stadtteile miteinander verbanden als auch dem besseren Anschluss Posens an das gesamt-polnische Straßennetz dienten.

Für die Architektur im NS-Staat unterstreicht G.-B. die Aufwertung der Provinzstadt gegenüber der Metropole, die nun als Symbol des Verfalls galt. Das Kleinstädtische, das „Heimat“ und „Verbundenheit“ betonte, wurde glorifiziert, was Posen zugutekam. Andererseits strebten die Baubehörden nach einer Gestaltung städtischer Räume, die Massen-umzüge gestatteten, und zugleich die Kontrolle dieser „Masse“. Dafür bot sich das neue Zentrum nahe dem preußischen Residenzschloss an, inzwischen „Führerresidenz“. Neben einer Gesundung der Altstadt, die eher einen Kahlschlag als eine fachgerechte Sanierung bedeutete, sollten Stadtlandschaften entstehen, die im Sinne einer Regionalplanung viele

„Siedlungszellen“ zu einer Ganzheit zusammenfügen sollten. Die Häuser seien einer „kleinstädtisch-bürgerlichen“ und am Stadtrand geradezu „dörflich-bäuerlichen“ Ästhetik gefolgt (S. 295).

Das Buch endet mit einer konzisen Zusammenfassung und mit einem Ausblick, die u. a. neue Phänomene des Städtischen in der Gegenwart aufgreift. Es ist ein sehr lesenswertes, informatives und ästhetisches Buch entstanden, das hinsichtlich der Posener Geschichte des Wohnens eine wahre Pionierleistung darstellt.

Rostock

Hanna Kozinska-Witt

Coping with Hunger and Shortage under German Occupation in World War II.

Hrsg. von Tatjana Tönsmeier, Peter Haslinger und Agnes Laba. Springer International Publishing – Palgrave Macmillan. Cham 2018. XIX, 319 S., Ill. ISBN 978-3-319-77466-4. (€ 101,-)

In der europäischen Gedenkpolitik nimmt der Holocaust als gemeinsames europäisches Ereignis einen wichtigen Stellenwert ein. Die Erfahrungen der Gesellschaften unter deutscher Besatzungsherrschaft treten demgegenüber in den Hintergrund, obwohl sich hier zahlreiche Gemeinsamkeiten ergäben. Andererseits kann von tatsächlich gleichen Schicksalen kaum die Rede sein, wie dieser Sammelband eindrucksvoll belegt. Das vergleichsweise schmale Buch zeigt ein reiches Panorama, das keinen systematischen Überblick anstrebt, aber doch vielfältige Einblicke erlaubt. In geografischer Hinsicht reicht es von Belarus und Norwegen bis nach Griechenland und in den Nordkaukasus; Italien, Frankreich, Belgien, Polen, Böhmen und Mähren sowie Litauen werden ebenfalls thematisiert, wobei es teils um die gesonderte Situation der jüdischen Minderheiten geht.

Die Hrsg. konnten dafür Expert/inn/en vorwiegend aus den jeweiligen Ländern gewinnen, wobei es sich in der Mehrzahl um jüngere Historiker/innen handelt, die gerade an größeren Studien zum Thema arbeiten. Die Folge sind quellengestützte Beiträge auf hohem Niveau, die vielfache neue Erkenntnisse bieten. Als Konsequenz musste allerdings eine englischsprachige Publikation gewählt werden, was in einem nachgerade prohibitiven Preis resultiert, der einmal mehr die Dringlichkeit alternativer Veröffentlichungsmöglichkeiten für Sammelbände vor Augen führt.

Im Grunde ist dies aber auch die einzige Kritik, die an dem Buch geübt werden kann. Tatjana Tönsmeier hat es mit einer klugen Einführung versehen. Ihre konzeptionellen Überlegungen machen deutlich, wie sehr eine Synthese und ein Vergleich der Erfahrungen unter deutscher Besatzung nach wie vor fehlen. Zwar gibt es zahllose Einzel-, Detail- und Lokalstudien, die oft nur in den jeweiligen Nationalsprachen vorliegen, aber ganz Europa gerät – wenn überhaupt – eigentlich nur aus der Perspektive der Okkupanten in den Blick. Dem allerdings verweigert sich dieser Band. Er interessiert sich weder für die makroökonomischen Aspekte der Ausbeutung noch für die nationalsozialistische Kriegswirtschaft – mit der Ausnahme des Knochen-Recyclings in Deutschland und Frankreich, das Chad Denton und Heike Weber untersuchen –, sondern für eine Sozialgeschichte der Menschen, die darunter leiden mussten. Auch die Deutschen im Reich, die in vielerlei Weise vom Hunger der anderen profitierten, bleiben außen vor.

Die Auswirkungen von Hunger, Inflation und Schwarzmarkthandel sowie die damit einhergehende Not von Nichtdeutschen stehen im Fokus des Bandes. Die daraus resultierende Desintegration von Gesellschaften und die Auflösung sozialer Kohäsion sind das eigentliche Erkenntnisinteresse der Hrsg. Und in der Tat führten alltägliche Probleme wie die Frage, wer kaufen darf und wer überhaupt kaufen kann – und wie viel –, zu ganz neuen Hierarchien: Körperliche Arbeit etwa war auf einmal mehr „wert“ als diejenige von Akademikern; doch Vorwürfe von Kollaboration, die eine Tätigkeit im deutschen Interesse beinahe automatisch nach sich zog, relativierten diese Entwicklungen zumindest teilweise und vertieften zugleich die gesellschaftlichen Verwerfungen. Dazu trug auch die meist grassierende Inflation bei, selbst wenn der Schwarzmarkt geschickten Händlern und

Schmugglern ganz neue Verdienstmöglichkeiten eröffnete und, so der Beitrag von Jerzy Kochanowski, durchaus Qualitäten einer Ersatzökonomie entwickelte. Gleichzeitig mussten viele Besitzende ihre Habseligkeiten für etwas Essbares verschleudern, während wieder andere zu „survival sex“ gezwungen waren, was Maren Röger am Beispiel Polens zeigt.

Die Transformation des Alltags hin zu einem täglichen Kampf ums Überleben, mit moralischen Dilemmata wie der Frage, ob eher Alte oder eher Kinder versorgt werden sollten, wie Violetta Hionidou für Griechenland zeigt, ließ sich mit der Befreiung nicht schlagartig rückgängig machen. Ganz im Gegenteil bestimmten Hungerökonomien oft noch bis Ende der 1940er Jahre das Leben der Menschen, freilich nun unter moralisch anderen Vorzeichen: „Kollaborateure“ erhielten ihre „gerechte“ Strafe, eine erneute Umwertung staatlich erwünschter Aktivitäten, die entsprechend belohnt wurden, fand statt.

Solidarität und Hilfe blieben weiterhin Prüfstein für das Verhalten gegenüber anderen Gruppen – sei es sozialer oder ethnischer Art. Und selbstverständlich ist das von den Nationalsozialisten betriebene „Othering“, das rassische Ausgrenzen, insbesondere am Falle der Juden zu betrachten. Dass deren Möglichkeiten zum Tauschhandel, zur Arbeit und letztendlich zum Überleben geringer waren als die von Nichtjuden, ist hinlänglich bekannt. Dennoch sind die Fälle Lemberg und Wilna, die Natalia Aleksion und Joachim Tauber betrachten, höchst instruktiv: Sie zeigen wie durch ein Brennglas, dass die verordnete Hierarchisierung stets die Juden am schlimmsten traf und ihnen am wenigsten Spielraum ließ; demgegenüber waren die durch die Deutschen ansonsten verursachten sozialen Verwerfungen zwar von großer Härte geprägt, aber in weiten Teilen doch innergesellschaftliche Aushandlungsprozesse.

Wie Ingrid de Zwart für den niederländischen Hungerwinter 1944/45 belegt, mussten diese Entwicklungen nicht immer nur negative Konsequenzen haben: In Holland begann eine konzertierte zivilgesellschaftliche Initiative zur Kinderversorgung, die in den letzten Kriegswirren nicht mehr vom alten Kollaborationsregime und noch nicht vom neuen, freien Staat geleistet werden konnte. Derartige Hilfe, die nicht notwendigerweise Widerstand bedeutete, war so selten nicht (in Polen etwa die Rada Główna Opiekuńcza sowie für die jüdischen Ghettoinsassen die Yidishe Sotsyale Aleynhilf), findet in diesem Sammelband aber keinen weiteren Niederschlag.

In jeder Hinsicht war das Kriegsende viel weniger Zäsur als bis heute weithin angenommen. Die angedeuteten sozialen Verwerfungen erfordern deshalb übergreifenden Untersuchungen, wie sie Martin Broszat mit dem von ihm mit Hrsg. Band *Von Stalingrad zur Währungsreform* (1988) angestoßen hat. Diese wegweisende Studie fand allerdings zu wenig Nachahmer, und auch der vorliegende Band beschränkt sich auf die Kriegszeit selbst und deutet deren Folgen nur vereinzelt an. Allerdings ist das eine ganz wesentliche Funktion von Sammelwerken: Zwischenbefunde zu bündeln, neue Forschungsfragen zu stellen und weitergehende Perspektiven zu eröffnen. Das gelingt ganz hervorragend, selbst wenn in dieser Hinsicht eine Zusammenfassung oder Übersicht über die Beiträge hilfreich gewesen wäre und das europäische Panorama einmal mehr nur in Form von – ganz ausgezeichneten – Fallstudien gezeigt wird.

Berlin

Stephan Lehnstaedt

Post 41. Berichte aus dem Getto Litzmannstadt. Ein Gedenkbuch. / Post 41. Reports from Litzmannstadt Ghetto. A Memorial Book. Hrsg. von Angelika Brechelmacher, Bertrand Perz und Regina Wonisch. Mandelbaum Verlag. Wien 2015. 302 S., Ill. ISBN 978-3-85476-475-5. (€ 29,90.)

Die vorliegende Veröffentlichung in zweisprachiger (deutsch-englischer) Fassung ist dem Gedenken an die etwa 5 000 Wiener Juden, die im Herbst 1941 ins Lodzer Getto deportiert wurden, gewidmet. Es entstammt dem Projekt „POST 41. Berichte aus dem

Getto Litzmannstadt“. Hinter dem Begriff „Post 41“ verbergen sich Postkarten, die 1941 im Getto verfasst, aber wegen der Zensur nicht abgeschickt wurden.

Der Beitrag von Bertrand Perz ist Wiener Juden und Jüdinnen im Getto Litzmannstadt gewidmet, wobei auch das Leben und Sterben der sog. „Westjuden“ skizziert wird. Das Projekt eröffnete dem polnisch-österreichischen Hrsg.-Team die Chance, auf der Grundlage polnischer und österreichischer Archivbestände gerade die Wiener Juden näher in den Blick zu nehmen, zu denen – anders als allgemein zu den Westjuden und den einzelnen Transporten – bislang nur wenige Veröffentlichungen vorliegen. Interessant wäre allerdings eine umfassendere Darstellung von der Verfolgung in Wien über die Einlieferung in Sammellager, die Transporte nach Polen bis hin zur Vernichtung gewesen. Die Wiener Ausstellung „Letzte Orte vor der Deportation“ hat 2018/19 diesen Weg in die Vernichtung gezeigt. Im Lodzer Staatsarchiv liegt eine sehr umfangreiche Dokumentation vor, u. a. im Bestand „Abteilung für Eingesiedelte“, die die Angelegenheiten der Westjuden regelte. Interessant wäre auch gewesen, die Situation der „Nichtglaubensjuden“ aus Wien, die eine Forschungslücke darstellt, anzusprechen. Hanno Loewy präsentiert in seinem Beitrag über Tagebücher und Chroniken entsprechende Texte der eingesperrten Juden. Auch in diesem Fall wäre eine genauere Darstellung der Texte gerade von Wiener Juden, wie etwa die Tagebücher von Irene Hauser oder von Alice de Buton, die nicht nur an der Getto-Chronik arbeitete, sondern auch Skizzen, Essays und Gedichte verfasste, wünschenswert gewesen. Wenn sich die Autoren präziser den Wiener Juden gewidmet hätten, hätte man einen tieferen Einblick in das Leben und die Vernichtung dieser Gruppe bekommen.

Innovativ ist die Behandlung der Postkarten, die von Wiener Juden verfasst, aber wegen der Postsperrung bzw. Zensur nicht abgeschickt wurden und im Lodzer Archiv aufbewahrt werden. Diese Sammlung von über 3 000 Postkarten ist einmalig in der Holocaustliteratur. Vor einiger Zeit wurden diese online¹ zur Verfügung gestellt. Angelika Brechelmacher analysiert den Inhalt der Postkarten, die Einblicke in das Leben der Deportierten gewähren. Da Alice de Buton an der Getto-Chronik mitgearbeitet hat, wäre es interessant gewesen, einige Postkarten von ihr und Raoul de Buton – wahrscheinlich ihr Ex-Ehemann oder Cousin –, die sie nach Wien geschrieben haben, zu präsentieren. Erwähnenswert sind auch die biografischen Skizzen, die das Leben der Opfer rekonstruieren, sowie Zeitzeugnisse von zwei Überlebenden. Dem Text im Gedenkbuch sind zahlreiche Archivbilder sowie Abbildungen von Postkarten hinzugefügt. Die Namen von 5 000 aus Wien deportierten Juden und Jüdinnen, deren Präsenz den Hrsg. ein wichtiges Anliegen war, erscheinen in Form einer das Buch durchlaufenden Fußzeile.

Uneinheitlich ist noch die Bezeichnung des Gettos; manchmal verwenden die Autoren den Begriff „das Getto in Łódź“, ein anders Mal „Getto Litzmannstadt“. Letztere Bezeichnung hat sich in der deutschsprachigen Forschungsliteratur eingebürgert. In den Archivdokumenten sowie Postkarten, auch in denjenigen, die im vorliegenden Buch abgebildet werden, findet man schließlich auch den Begriff „Litzmannstadt-Getto“. Auch hätte man einen präziseren Bandtitel wählen können, denn „Post 41. Berichte aus dem Getto Litzmannstadt“ suggeriert, dass es sich ausschließlich um Berichte handelt, jedoch enthält das Buch auch Forschungsbeiträge.

Das Gedenkbuch ist sicherlich eine gute Einführungslektüre für deutsch- oder englischsprachige Leser. Die Problematik der ins Getto Litzmannstadt deportierten Wiener Juden sollte man aber angesichts des wissenschaftlichen Potenzials noch einmal auf die Forschungsagenda setzen.

Łódź

Krystyna Radziszewska

¹ <https://szukajwarchiwach.pl/39/278/0/30/2323/str/1/1/15#tabSkany> (15.03.2019).

Peter Hallama: Nationale Helden und jüdische Opfer. Tschechische Repräsentationen des Holocaust. (Schnittstellen, Bd. 1.) Vandenhoeck & Ruprecht. Göttingen 2015. 368 S., Ill. ISBN 978-3-525-30073-2. (€ 64,99.)

Das vorliegende Buch von Peter Hallama ist im Kontext der tschechischen Historiografie und bohemistischen Forschung einzigartig. Der Autor konstatiert zu Recht, dass „trotz der seit Jahren weltweit eine Konjunktur erlebenden Memory Studies [...] bislang kaum Arbeiten zur tschechischen Erinnerungskultur erschienen“ seien (S. 27). Es geht in dem Buch nicht nur – wie der Titel ankündigt – um eine Analyse der Repräsentation des Holocaust im tschechischen Raum, sondern H. ist gleichzeitig auch bestrebt, „mehrheitsgesellschaftliche Phänomene in den Blick zu nehmen“ (S. 10). Die Analyse der Repräsentationen des Holocaust ist ein Instrument, mit dem der Zustand und die Veränderung des gesellschaftlichen Bewusstseins in den böhmischen Ländern in der zweiten Hälfte des 20. Jh. untersucht werden können.

Leicht abweichend von der vom Autor vorgenommenen Gliederung sollte man das Buch in drei Abschnitte einteilen: Der erste, einleitende Teil, in den neben der „Einleitung“ auch Kap. 1.1 gehört, formuliert die Ziele der Arbeit, macht mit den methodologischen Ansätzen vertraut und identifiziert die entscheidenden Probleme. Dabei konzentriert sich H. auf vier Zeitabschnitte: die Nachkriegsjahre und die Anfänge des kommunistischen Regimes; die ausgehenden 1950er und die 1960er Jahre; die sog. „Normalisierung“ in den 1970er und 1980er Jahren; die Zeit nach der Samtenen Revolution im November 1989. In der methodologischen Verankerung seiner Arbeit stellt der Autor seine theoretische Erudition unter Beweis; hier fließen mannigfaltige Zugänge und Konzeptionen der Kulturwissenschaften und Erinnerungsforschung ineinander. Ebenso vielfältig sind auch die Quellen, mit denen H. arbeitet und die in ihrer Breite und bezüglich der Genres vor allem in ihrer Vielfalt beeindruckend sind. Dazu gehören schriftliche Quellen offiziellen Charakters, Presse und Periodika, Fachstudien, Unterlagen aus Ämtern und Behörden, Memoirenliteratur und belletristische Werke; auch Filme, Fernsehdokumentationen, Denkmäler, Museen oder Gedenkfeierlichkeiten werden nicht außer Acht gelassen.

H.s grundlegende These ist von den ersten einführenden Seiten des Buches an klar: Das Thema „Holocaust“ wurde im tschechischen Raum lange Zeit marginalisiert. Die Sicht auf den Zweiten Weltkrieg war von ideologischen Interpretationen dominiert, die den Nationalsozialismus als imperialistische Bewegung darstellten, deren Ziel es gewesen sei, den osteuropäischen Raum zu beherrschen; diese Interpretation wurde um eine nationale Argumentation ergänzt, die in der Okkupation der böhmischen Länder den Höhepunkt des Jahrtausende alten tschechisch-deutschen Antagonismus sah. Im Rahmen einer nationalistischen, heroisierenden Interpretation, die sich auf den Widerstand der Tschechen und ihre Leidensgeschichte konzentriert, wurde der Holocaust H. zufolge im tschechischen Raum lange nicht als spezifisches Phänomen begriffen; die Tschechen erachteten für gewöhnlich die antisemitische Politik als Teilaspekt der Germanisierung des osteuropäischen Raums. Im Rahmen dieser diskursiven Praktiken wurde der Holocaust bagatellisiert und der Antisemitismus als solcher „externalisiert“, also als Erscheinung begriffen, die der tschechischen Geschichte fremd sei. Für einen wichtigen und signifikanten Aspekt hält der Vf. die Verwendung bestimmter Begriffe (wie z. B. „Rassismus“, „Genozid“ oder „Endlösung“), denen er sich in Kap. 1.1 mit der vielsagenden Überschrift „Die Macht der Benennung“ widmet.

Den grundlegendsten und aufschlussreichsten Teil des Buches stellt wohl der mittlere dar, den die Kap. 1.2 und 2.1 bilden; beide befassen sich mit einem spezifischen Aspekt. Kap. 1.2 behandelt Theresienstadt, für Tschechen und Juden eine der zwei wichtigsten Stätten des Gedenkens an die Okkupation. Es bietet im Grunde eine zuverlässige Dokumentation des Nachdenkens über Theresienstadt wie auch der Institutionalisierung dieser Gedenkstätte und zeigt, dass es erst durch die Liberalisierung der 1960er Jahre und später dann durch die Wende von 1989 möglich wurde, den Holocaust als spezifisches Phänomen zu greifen. Dasselbe gilt für die in Kap. 2.1 behandelte Problematik, dessen Überschrift

„Die ermordeten Juden: Opfer – Märtyrer – Helden“ am stärksten mit dem Buchtitel korrespondiert. Unmittelbar nach dem Krieg betrachtete man die Juden vorwiegend als Opfer zweiten Ranges, deren angebliche Passivität in Kontrast zu den Aktivitäten des antifaschistischen Abwehrkampfes gestellt wurde. Auch hinsichtlich der Bewertung der Opfer erweist sich die Wende von den 1950er zu den 1960er Jahren als Zäsur, weil man in dieser Zeit die hierarchisierende Unterscheidung zwischen Opfern und Helden zu problematisieren begann. Zu diesem Prozess trugen vor allem Kunstwerke bei, in erster Linie Filme und belletristische Werke, auf deren Analyse dieses Kapitel beruht. Die meiste Aufmerksamkeit widmet der Autor dem Film *Daleká cesta* (Der weite Weg) von Alfréd Radok und der Novelle *Život s hvězdou* (Leben mit dem Stern) von Jiří Weil. Hier figurieren aber auch Werke weiterer Autoren, wie etwa Jan Otčenášek, Arnošt Lustig, Josef Škvorecký und Milan Kundera. Somit bestätigt auch H.s Buch, wie wesentlich die künstlerische Produktion der 1960er Jahre für die Herausbildung einer alternativen Betrachtung der Vergangenheit und Gegenwart der tschechischen Gesellschaft gewesen ist. Gerade in diesem Kapitel gelingt es dem Autor, eines der Hauptziele seiner Arbeit zu erreichen, nämlich den „Meistererzählungen“ über den Zweiten Weltkrieg Ansichten „von unten“ zur Seite zu stellen – also aus der Perspektive der Opfer, aus der Perspektive der individuellen Erfahrungen der handelnden und betroffenen Personen.

Die Reflexion des Holocaust wurde im tschechischen Raum durch eine nach dem Zweiten Weltkrieg immer stärker aufkommende nationalistische Welle erschwert, wie H. im dritten Hauptteil (Kap. 2.2 und 3) zeigt. Die gezielt antideutsche und antikapitalistische Stimmung dieser Zeit richtete sich auch gegen die Juden, die im tschechischen Raum traditionellerweise mit dem Deutschtum in Verbindung gebracht und darüber hinaus als Symbol für das internationale Finanzkapital angesehen wurden. Das letzte Kapitel nimmt insofern eine Sonderstellung ein, als es nicht thematisch, sondern chronologisch gegliedert ist. Der Vf. richtet darin seine Aufmerksamkeit auf die letzten drei Jahrzehnte des 20. Jh.; er beschreibt vor allem die Debatten unter Fachleuten und deren Beharren auf nationalen Interpretationen, weist aber auch auf die Offenheit der Diskussion im Dissidentenmilieu und auf den Pluralismus der Meinungen nach 1989 hin.

Es bleibt die Frage, was diese Erkenntnisse eigentlich über die Tschechoslowakei nach dem Krieg aussagen oder vielmehr über den tschechischen Raum, auf den sich der Autor hier konzentriert. Vor allem wäre von Interesse, ob die Banalisierung bzw. Marginalisierung des Holocaust im Diskurs über den Zweiten Weltkrieg für den tschechischen Raum typisch und einzigartig war oder ob es in anderen europäischen Kontexten Entsprechungen gab; ein Vergleich mit weiteren Ländern wäre daher von großem Nutzen. Ebenso wenig geht aus dem Buch hervor, wie weit der gesellschaftliche Diskurs über den Holocaust von der kommunistischen Staatspropaganda beeinflusst wurde; es scheint, dass H. in dieser Frage eher eine kontinuierliche Entwicklung annimmt, die schon vor dem Februar 1948 eingesetzt habe. Dabei verzerrte das kommunistische Regime das Bild vom tschechoslowakischen Widerstand gegen den Nationalsozialismus zu seinen Gunsten, ganz abgesehen davon, dass zahlreiche heimische Widerstandskämpfer sowie Soldaten, die an der Seite der Alliierten gekämpft hatten, nach 1948 verfolgt wurden. Auch diese Zusammenhänge erwähnt H. nur am Rande. Dies mindert jedoch in keiner Weise den Wert des Buches: Es überzeugt und inspiriert durch seine Gründlichkeit, durch die Arbeit mit verschiedenen Arten von Quellen und durch einfühlsame Interpretationen. Damit weist es eine Reihe von Voraussetzungen auf, die es zu einer Referenzstudie für die Analyse der Erinnerungskultur im tschechischen Raum machen könnten.

Brno

Milan Řepa

Florian Peters: Revolution der Erinnerung. Der Zweite Weltkrieg in der Geschichtskultur des spätsozialistischen Polen. (Kommunismus und Gesellschaft. Reihe des Zentrums für Zeithistorische Forschung Potsdam, Bd. 2.) Ch. Links. Berlin 2016. 514 S., Ill. ISBN 978-3-86153-891-2. (€ 50,-)

In der vorliegenden Studie stellt sich Florian Peters eine zweigeteilte Aufgabe: Erstens untersucht er die Geschichtskultur im spätsozialistischen Polen – ausgehend von der Oppositionsbewegung und ihrer auch im regionalen historischen Vergleich ganz spezifischen Dynamik seit Mitte der 1970er Jahre. Zweitens analysiert er die Überlagerung und Ablösung der solcherart entstandenen polarisierenden „historischen Wir-Erzählungen durch das aufkommende Paradigma der Erinnerungskultur [...] und schließlich den Einfluss beider Prozesse auf den paradoxen Wandel von 1989“ (S. 13). Die Aneignung der Vergangenheit nahm innerhalb der polnischen Opposition bereits im Urteil der Zeitgenossen einen mindestens ebenso großen Stellenwert ein wie breiter rezipierte Forderungen nach Menschenrechten, Arbeiterinteressen, Lebensmittelpreisen und Redefreiheit, wie P. zeigt. Innerhalb der Auseinandersetzung um die Deutung der eigenen Geschichte erwies sich die Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg als prägende Fassung nicht nur für Identität und Selbstbild, sondern auch für die sozialen und politischen Gegebenheiten, weshalb P. diese historischen Diskurse in den Mittelpunkt seiner Analyse rückt. Hiermit leistet die Arbeit einen verbindenden Beitrag zur politischen Kulturgeschichte des Spätsozialismus mit historischer Erinnerungsforschung. Sie entwirft dabei einen nationalgeschichtlichen Zuschnitt und problematisiert diesen zugleich. Damit folgt sie der zeitgenössischen Sinnwelt der *Solidarność* und fragt nach der „Mobilisierungskraft der nationalen historischen Narrative“ (S. 25) in Polen. So stellt sie sich den in der Dissensforschung zu Ostmitteleuropa „weit verbreiteten Grundannahmen vom Sieg der universalen Menschenrechte und der transnationalen Zivilgesellschaft“ (S. 25) entgegen. Eine teleologische Perspektive im Hinblick auf das Ende der Volksrepublik 1989 und eine antagonistische Gegenüberstellung der politischen Lager meidet der Autor, ohne dabei die moralische Deutung der Beteiligten und die zeitgenössische Wahrnehmung der Auseinandersetzung um die Geschichte als eines Kampfes um die Wahrheit zu übergehen.

Das Konzept der „Geschichtskultur“ dient P. dazu, verschiedene Ausdifferenzierungen von Vergangenheit sowie ihre Konstruktionsmechanismen, Aushandlungs- und Verbreitungsprozesse zu erfassen. Damit werden sowohl die akademische Geschichtswissenschaft als auch Repräsentationen von Geschichte auf unterschiedlichen Ebenen (literarisch, künstlerisch, medial) und ihr Einsatz als politisches Argument erfasst. Die Annäherung erfolgt über eine qualitative Diskursanalyse; dabei gilt das Interesse insbesondere den Narrativen, die auch jenseits tonangebender Eliten breit geteilt wurden – auf beiden (umkämpften, auszuhandelnden) Seiten, jener der staatlichen „Meistererzählung“ und der oppositionellen „Gegenerzählung“.

Reich kontextualisiert erklärt P. die Entstehungsbedingungen beider Seiten: die Verortung des Zweiten Weltkriegs im Legitimationsdiskurs der Volksrepublik und die sich herausbildende alternative Geschichtskultur als Herausforderung. Dabei wird schnell klar, dass diese Dichotomisierung nicht aufrechtzuerhalten ist und dass P., wie angekündigt, diese präzise in ein aussagekräftigeres und wesentlicheres Panorama überführt, wie etwa im Unterkapitel über die akademische Geschichtswissenschaft deutlich wird. Im umfangreichsten Teil der Studie wird die titelgebende Geschichtskultur anhand von vier gesellschaftlich relevanten Topoi ausführlich verhandelt: deutsch-sowjetische Besatzung Polens im September 1939, Massenmorde von Katyń, Widerstand bzw. Warschauer Aufstand, Holocaust. Um die Bedeutung dieser komplexen erinnerungspolitischen Über-Themen für das spätsozialistische Polen zu ermessen, analysiert der Autor den jeweiligen Diskurs mit historischer Tiefenschärfe und greift dabei meist bis zum Beginn der Volksrepublik aus. Eindringlich zeigt die verdichtete Debatte, wie in den 1970er und 1980er Jahren offizieller und oppositioneller Diskurs miteinander korrespondierten. Dies geschah eben nicht selten und nicht zufällig bis zur Umkehrung der Verhältnisse der Wirkmächtigkeit von alternati-

vem Gedenken und staatlicher Memorialkultur, wie etwa am Beispiel des schließlich 1989 enthüllten Denkmals für den Warschauer Aufstand gezeigt wird.

Im Ergebnis zeigt die Analyse auch der anderen Fallbeispiele systematisch, wie weitreichende gesellschaftliche Folgen Vergewisserung und Streit um die eigene Geschichte hatten, und erklärt den Funktionswandel der Geschichtskultur in der oppositionellen Herausforderung der spätsozialistischen Volksrepublik. In der Zeit vor und während der legalen *Solidarność*, argumentiert P., habe sie der Mobilisierung großer Gruppen der Bevölkerung gedient, die Deutung der eigenen Bewegung als kollektives historisches Subjekt ermöglicht und eine Perspektive für eigenes gegenwärtiges politisches Handeln eröffnet. Mit dem Verbot der Gewerkschaft und dem Gang in den Untergrund veränderte sich dieses Verhältnis hin zu einer legitimatorischen, sinnstiftenden Funktion: Mit dem Gedenken an frühere Helden und Opfer reihten sich die Oppositionsbewegten in die nationalgeschichtliche Erzählung ein – in Konkurrenz zur nationalen Geschichtspolitik. Allerdings bot der „Rückgriff der Oppositionsbewegung auf romantisch-martyrologische Geschichtsdeutungen [angesichts] des allem Augenschein nach auf Dauer gestellten machtpolitischen Patts [...] keinen möglichen Ausweg aus der Sackgasse der konkurrierenden kollektivistischen Geschichtsauffassungen“ (S. 453). Insofern vollzog sich der Paradigmenwechsel von Geschichte zu Erinnerung, von einem historischen Kollektivsubjekt zu subjektivistischen Deutungen der Vergangenheit und der Gegenwart Polens nicht nur als „Revolution der Erinnerung“. Er setzte auch den Rahmen für die Auslotung individueller Chancen der politischen Akteure beider Konfliktparteien bei den weitaus weniger revolutionären Verhandlungen am „Runden Tisch“ 1989. Die vorliegende Studie vermittelt deshalb ein analytisch höchst differenziertes Bild der späten Volksrepublik Polen und der Ausgangskonstellationen der Transformationszeit, das weit über geschichtskulturelle Fragestellungen hinaus weist.

Darmstadt

Julia Röttjer

W poszukiwaniu zatraconej solidarności / Kultura – Rosja. [Auf der Suche nach der verlorenen Solidarität / Kultura – Russland.] Hrsg. von Piotr Mitzner. Instytut Literacki Kultura – Instytut Książki. Paryż – Kraków 2016. Bd. 1: Literatura rosyjska w kręgu „Kultura“ [Russische Literatur im Kreis der „Kultura“.] 422 S. ISBN 978-83-61005-48-3, 978-83-8090-152-0; Bd. 2: „Kultura“ i emigracja rosyjska [Die „Kultura“ und die russische Emigration.] 419 S. ISBN 978-83-61005-49-0, 978-83-8090-153-7.

Die zwei umfangreichen Bände widmen sich der russischen Problematik in der *Kultura*, der wichtigsten polnischen Zeitschrift der Nachkriegszeit, die zwischen 1947 und 2000 im Pariser Exil erschien. Ein solcher Forschungsschwerpunkt ist durchaus berechtigt – zum einen, weil kein anderes Land die Biografien der Mitglieder des *Kultura*-Kreises so stark beeinflusste wie Russland bzw. die Sowjetunion, zum anderen, weil die Zeitschrift selbst seit Ende der 1960er Jahre die Einschätzung vertrat, dass die Befreiung Polens (und der anderen Länder des Ostblocks) vor allem von der Entwicklung in der Sowjetunion abhängig sei.

In der vorliegenden Publikation ist unterschiedliches Material versammelt: wissenschaftliche Aufsätze, Nachdrucke aus der *Kultura*, bislang unveröffentlichte Korrespondenz zwischen den Mitarbeitern der Zeitschrift und russischen Emigranten sowie ins Polnische übersetzte Presseauschnitte aus russischen und ukrainischen Exilblättern, die für den Forscher oft schwer zugänglich sind. Der Schwerpunkt liegt auf den Hintergründen der literarischen Veröffentlichungen russischer Autoren in der *Kultura* und im hauseigenen Verlag Institut Littéraire (IL). Im Gegensatz dazu wird der Stellenwert der Sowjetunion in der Publizistik der Zeitschrift nicht analysiert. HPiotr Mitzner und die Autoren verzichten weitgehend auf eine Positionierung gegenüber der bisherigen Forschung. Neben neuem und spannendem Material bieten manche Beiträge Informationen, die bereits bekannt sind (so z. B. im Falle des Aufsatzes über den Dichter Czesław Miłosz, dessen Ver-

hältnis zu Russland bzw. der Sowjetunion bereits intensiv durchleuchtet worden ist). Bei der Lektüre stört es, dass publizierte Quellen sich optisch nicht deutlich genug von redaktionellen Kommentaren abheben. Diese Art der Präsentation macht es für einen Interessierten, der mit der *Kultura*-Forschung nicht vertraut ist, etwas schwierig, sich in den zwei Bänden zurechtzufinden.

Zu den relevantesten Beiträgen zählt die Korrespondenz zwischen dem *Kultura*-Redakteur Jerzy Giedroyc und dem Schriftsteller Gustaw Herling-Grudziński. Sie zeigt die Hintergründe der Publikation von Boris Pasternaks Roman *Doktor Schiwago* im IL im Jahr 1959 und den Umgang des *Kultura*-Kreises mit Andrej Sinjavskij und Julij Daniel, zwei weiteren in der Sowjetunion lebenden Schriftstellern, deren Werke ebenfalls im IL erschienen waren. So organisierte Giedroyc materielle Hilfe für diese beiden Autoren, als sie in sowjetischen Lagern interniert waren.

Die Zusammenarbeit zwischen der Zeitschrift und Alexander Solschenizyn bildet den wahrscheinlich wichtigsten Schwerpunkt der Publikation. Als der Schriftsteller 1974 seine Heimat verlassen musste, knüpfte er Kontakte zum *Kultura*-Kreis. Der von Mitzner erstmals edierte Briefwechsel zwischen Solschenizyn und Giedroyc bezeugt, mit welcher Intensität sich die beiden mit der langen Geschichte der polnisch-russischen Spannungen beschäftigten und wie sie versuchten, die tagesaktuelle Strategie im Umgang mit den kommunistischen Regimen in der Sowjetunion und Polen abzustimmen. Mitzner betont zu Recht, dass die Unterstützung Giedroycs für Solschenizyn weniger aus Anerkennung für dessen literarisches Werk resultierte. Ausschlaggebend war für ihn vielmehr die Einschätzung, dass die von Solschenizyn ab Mitte der 1970er Jahre propagierte Auflösung des sowjetischen Imperiums für Polen vorteilhaft sein würde (vgl. Bd. 1, S. 296).

Detailliert werden die Entstehung und die Inhalte der drei russischsprachigen Ausgaben der *Kultura* dargestellt, die 1960, 1971 und 1981 veröffentlicht wurden. Sie konnten in die Sowjetunion nur auf illegalem Wege gelangen, oft in den Koffern von französischen Diplomaten. Ergänzend dazu werden zahlreiche zeitgenössische Besprechungen dieser Ausgaben präsentiert, die in den meisten Fällen von russischen Exilanten verfasst wurden. Geschildert wird schließlich auch die Zusammenarbeit zwischen der *Kultura* und dem *Kontinent*, einer Zeitschrift der russischen Emigration, deren erste Ausgabe im Oktober 1974 ebenfalls in Paris erschien. Hier konzentriert sich der Hrsg. darauf, die Hintergründe der Kooperation der beiden Blätter in Bezug auf die ukrainische Problematik darzustellen. Zu Recht wird das Verdienst der *Kultura* hervorgehoben, den *Kontinent* dazu bewegt zu haben, sich öffentlich für die Unabhängigkeit der Ukraine auszusprechen.

Bei der Lektüre der Bände wird sichtbar, was jahrelang einen roten Faden in den Diskussionen zwischen der *Kultura* und den russischen Emigranten bildete: die Frage nach der imperialen Kontinuität zwischen Russland und der Sowjetunion. Die Mitarbeiter der Zeitschrift sprachen sich, ohne dabei oberflächlich zu werden, dezidiert für eine solche Kontinuität aus. Als Wladimir Maximow, Herausgeber des *Kontinents*, behauptete, in der Sowjetunion sei auch die russische Nation Opfer der totalitären Versklavung, widersprach Giedroyc in einem persönlichen Brief an ihn und erinnerte an den immer noch existierenden großrussischen Nationalismus (vgl. Bd. 2, S. 293 f., 298). Andererseits war die *Kultura* aber kontinuierlich darum bemüht zu verhindern, dass der polnische Kampf gegen das sowjetische Imperium den eigenen Nationalismus stärkte (vgl. ebenda, S. 121).

Ungeachtet der am Anfang erwähnten Unzulänglichkeiten bildet die Publikation einen wertvollen und spannenden Beitrag zu der Geschichte der polnisch-russischen Beziehungen im 20. Jh.

Berlin

Bernard Wiaderny

Lukasz Mikołajewski: *Disenchanted Europeans*. Polish Émigré Writers from *Kultura* and Postwar Reformulations of the West. Peter Lang. Oxford u. a. 2018. ISBN 978-3-0343-1844-0 468 S. (€ 72,95.)

Das Buch ist auf der Grundlage einer Dissertation entstanden, die Łukasz Mikołajewski am Europäischen Hochschulinstitut in Florenz verteidigt hat. Untersucht werden literarische Veröffentlichungen zweier Autoren, die von Anfang an zum Kreis der polnischen Exilzeitschrift *Kultura* gehörten, einer Monatsschrift, die 1947-2000 zuerst in Rom und dann in Paris erschien. Bei den Autoren handelt es sich um den Essayisten Jerzy Stempowski (1894-1969) und den Schriftsteller Andrzej Bobkowski (1913-1961). Stempowski stammte aus den *Kresy* – dem kulturell und ethnisch vielfältigen Grenzgebiet des alten polnischen Staates – und wurde auch entsprechend sozialisiert. Der viel jüngere Bobkowski erlebte die entscheidenden Prägungen als Heranwachsender im Warschau der 1930er Jahre, im Klima eines zunehmenden polnischen Nationalismus. Stempowski verbrachte die Kriegsjahre in der Schweiz, Bobkowski im von den Deutschen besetzten Paris. Beide entschieden sich nach 1945 für das Leben im Exil, Bobkowski verließ sogar 1948 Westeuropa aus Protest gegen die seines Erachtens dort herrschende Ideenlosigkeit und ging nach Mittelamerika. Er war also nicht nur ein Emigrant aus Polen, sondern auch „a self-exiled rebel from whole of Europe“ (S. 268).

„Europa“, der „Westen“, die „USA“ und die „Teilung des Kontinents“ infolge des Kalten Krieges sind die Begriffe, die M. im literarischen Werk der beiden Mitarbeiter der *Kultura* unter die Lupe nimmt. Dabei geht er insbesondere auf das Verhältnis zwischen biografischen Entscheidungen und Veränderungen beim Umgang mit den genannten Begriffen ein. Untersucht werden hier also als historische Quellen nicht politische, sondern literarische Wortmeldungen.

Es ist M. zuzustimmen, wenn er feststellt, dass literarische Texte in der *Kultura* – insbesondere während der ersten Jahre ihres Erscheinens, als die Fronten zwischen West und Ost noch nicht verhärtet waren und die zukünftige politische Entwicklung in Polen noch offen schien – als „a first ‚reconnaissance‘ of the postwar situation“ dienen (S. 21). Allerdings ist ein so erdachtes Forschungsvorhaben nicht neu. Die *Kultura* und ihre Autoren wurden bereits des Öfteren auf diese Weise untersucht. Zu erwähnen wäre vor allem das kompetente und gut strukturierte Werk von Jacek Breczko¹, das dem Vf. seltsamerweise nicht bekannt zu sein scheint.

Für die beiden von M. untersuchten Autoren bildete in der Vorkriegszeit Frankreich und insbesondere Paris das Zentrum des Westens. Für Stempowski galt Europa als eine Gemeinschaft von Nationen, die bestimmte ethische und ökonomische Konzepte teilten (S. 36). Doch bereits vor 1939 begann bei ihm dieses positive Bild des Westens zu bröckeln. Die Enttäuschung über Westeuropa speiste sich aus dessen Passivität im Umgang mit dem nationalsozialistischen Deutschland, insbesondere in München 1938 und angesichts des Angriffs auf Polen ein Jahr später. Eine immense Rolle bei diesen Veränderungen spielte selbstverständlich – und dies gilt für beide Autoren – die durch die westlichen Staaten gegen Ende des Krieges getroffene Entscheidung, Polen dem sowjetischen Machtbereich zuzuschlagen. All dies zerstörte ihren Okzidentalismus sowie auch das früher sehr emotionale Verhältnis zu Frankreich. „Die Liebesaffäre [ist] endgültig vorbei“, reflektierte 1958 Witold Gombrowicz, auch ein Autor der *Kultura*, diesen Zustand (S. 287).

Die politische Entwicklung nach 1945 zwang Stempowski und Bobkowski, ihr USA-Bild zu überdenken. Während Stempowski auf Distanz zu dem Land und der mit ihm assoziierten Massenkultur blieb, zeigte sich Bobkowski diesbezüglich offen. Er „identified

¹ JACEK BRECZKO: *Poglądy historiozoficzne pisarzy z kręgu „Kultury“ paryskiej. Przewyciężenie katastrofizmu, odrzucenie mesjanizmu* [Historiografische Ansichten der Schriftsteller aus dem Kreis der Pariser „Kultura“. Überwindung des Katastrophismus, Ablehnung des Messianismus], Lublin 2010.

himself, body and soul, with the Nord Americans and followed the right-wing Cold War discourse, with its highly bellicose rethoric“, betont M. (S. 275).

Wirklich spannend wird die zu rezensierende Arbeit erst, als M. über die Tagebücher Bobkowskis aus der Zeit von 1940 bis 1944 in Frankreich berichtet. Sie erschienen 1957 unter dem Titel *Szkice piórkiem* (Federskizzen) im Institut Littéraire, dem Hausverlag der *Kultura*. Im Jahr 2000 wurde das Manuskript im Archiv des Polish Institute of Arts and Science of America in New York gefunden. Somit konnte M. die während des Krieges entstandenen Notizen mit jenem Text vergleichen, der auf der Höhe des Kalten Krieges publiziert wurde. Der Vergleich zeigt, wie tiefgreifend die von Bobkowski vorgenommenen Änderungen waren. Die ursprüngliche Version bezeugt seinen grundsätzlichen und einfältigen Antisemitismus, der noch dazu mit antibritischen und antikapitalistischen Klischees verwoben war. Manchmal kommentierte er die antisemitischen Ideen der Nationalsozialisten mit Sympathie, auch die Vernichtung der Juden. Alle diese Aussagen wurden aus der 1957 erschienenen Ausgabe getilgt, mehr noch: Bobkowski fügte Abschnitte hinzu, in denen er den Nationalismus offen angriff, sowie Fragmente, in denen die Bedeutung der Juden für die europäische Kultur überschwänglich gelobt wurde. „He virtually reversed his wartime attitude towards Jews and their persecution“, kommentiert M. dieses Vorgehen (S. 384).

Der Vf. vermutet, dass diese Veränderungen die persönliche Entwicklung Bobkowskis und sein wachsendes Wissen in Bezug auf den Holocaust widerspiegeln. Auch seien sie aus der Zusammenarbeit mit dem *Kultura*-Kreis resultiert, der den Antisemitismus bekämpfte (S. 378, 383). Quellengestützte Beweise werden für diese Vermutung aber nicht geliefert.

Insgesamt lässt sich sagen, dass die Arbeit zum großen Teil Ergebnisse präsentiert, die entweder bekannt sind oder zu erwarten waren. Eine gewisse Straffung des Textflusses und eine klarere Positionierung gegenüber der bisherigen Forschung hätten der Publikation gut getan.

Berlin

Bernard Wiaderny

Bernard Wiaderny: „Schule des politischen Denkens“. Die Exilzeitschrift „Kultura“ im Kampf um die Unabhängigkeit Polens 1947-1991. Ferdinand Schöningh. Paderborn 2018. 434 S., engl. Zus.fass. ISBN 978-3-506-78787-3. (€ 89,-)

Der Band von Bernard Wiaderny leistet mit der Analyse der Publizistik und der politischen Aktivität der polnischen Monatsschrift *Kultura* einen wichtigen Beitrag zur Exilforschung. Die Monografie ist in sieben thematische Kapitel gegliedert und enthält eine theoretische Einführung, ein Schlusswort, einen Anhang mit Angaben zur Verbreitung der Zeitschrift, Verzeichnisse von Abkürzungen und Literaturquellen sowie neben einem Personenregister auch ein Pseudonymen- und Kryptonomenregister – ein nicht zu unterschätzender Vorteil bei der Lektüre eines Buches über eine Exilzeitschrift.

Den chronologischen Rahmen des Bandes bilden die Gründung der Zeitschrift und der Zusammenbruch des Kommunismus und der Sowjetunion. Die theoretisch-methodische Kontextualisierung berücksichtigt Probleme der Exilforschung in zwei Themenblöcken: die Vorgeschichte der Exilanten und die Inhalte ihrer literarischen, wissenschaftlichen und publizistischen Produktion. Die Existenz eines über Europa verstreuten Autorenkreises erfordert die Einbeziehung von nichttextuellen Aspekten und die Fokussierung auf die Wirkung der Zeitschrift. Nicht zuletzt ist auch der netzwerkanalytische Ansatz (in Anlehnung an Paul F. Wheeler) zu erwähnen, auf den W. bei der Untersuchung des *Kultura*-Kreises zurückgreift.

Im Hinblick auf die Ostmitteleuropaforschung bietet der Band einen Einblick nicht nur in historisch relevante Fragen, die in der Zeitschrift behandelt wurden (wie die Neutralisierung dieser Region, der Kampf um die kulturelle Freiheit oder das Spannungsfeld „Macht versus Gesellschaft“). Die Lektüre des Buches verdeutlicht auch die aktuelle Dimension

von solchen Themen wie der nationalistischen Stimmungsmache in den Medien (Jerzy Giedroyc sah 1977 im Beschwören einer „deutschen Gefahr“ in der Propaganda des kommunistischen Regimes ein „verlogenes antideutsches Spiel“, S. 339), der Reparationsdebatte in Polen, dem (wiederbelebten) antiukrainischen Feindbild, der sich ausbreitenden Xenophobie oder der halbdiktatorischen Herrschaft in Russland.

Der von W. dargestellte Forschungsansatz (S. 20), der sich auf die Konzeption des *inner*, *second* und *outermost circle* stützt (der innere, erste Kreis waren demnach die *Kultura*-Gründer, der zweite Kreis die Korrespondenten und Mitarbeiter im Ausland und der dritte, äußere Kreis die über die ganze Welt verstreuten Leser der Zeitschrift), markiert gleichzeitig drei Generationen (bzw. Erfahrungsgemeinschaften) von *Kultura*-Autoren (die Kriegsgeneration, die Opfer der antijüdischen Kampagne von 1968 und die Opposition nach 1976). In Bezug auf diesen Generationenwechsel beschreibt W. den Wandel der *Kultura* als einer Exilzeitschrift – ab Mitte der 1970er Jahre konnte sie ihre Kontakte zur Heimat intensiv ausbauen. Die Ideen, die von der dritten Generation (mit Wohnsitz in der VR Polen) in der *Kultura* ausgearbeitet wurden, setzten deren Vertreter in der Dritten Republik in die Praxis um (S. 357). Die in der Typologie selbst aufscheinende Vielfalt lässt sich übrigens nicht nur auf die Chronologie und auf die Formen der Zusammenarbeit mit der *Kultura* übertragen. Sie gilt auch für das vom Vf. detailliert dargestellte ethnische Antlitz dieses Kreises, der sich für eine multikulturelle Vision der Polonität aussprach und dem polnischen Messianismus der Großen Emigration im 19. Jh. kritisch gegenüberstand. Für ein offenes, liberales Polen setzten sich Autoren mit unterschiedlichen nationalen Wurzeln ein. Neben Jerzy Giedroyc, der polnisch-litauischer Herkunft war, konnte man in den Biografien namhafter Mitarbeiter der Zeitschrift deutsche (Józef Czapski, Jerzy Stempowski, Juliusz Mieroszewski), ukrainische (Bohdan Osadczyk) und jüdische (Gustaw Herling-Grudziński, das Ehepaar Zofia und Zygmunt Hertz, Leszek Kołakowski, Adam Michnik) Spuren finden.

W. präsentiert ein sorgfältig recherchiertes Bild der *Kultura*, bleibt aber souverän in seinem Urteil und setzt der Pariser Zeitschrift kein Denkmal. So verweist er auf kontroverse Ideen von Giedroyc, wie z. B. auf dessen Vorschlag zur Gründung bewaffneter Partisanengruppen als Antwort auf die Verhängung des Kriegsrechts oder dessen Gedankenspiele über die Freilassung des hochbetagten Rudolf Heß. Für die Analyse der *Kultura* ist es sicher von Vorteil, dass es dem Vf. gelingt, ihre Publizistik vor dem Hintergrund der ostmitteleuropäischen Erfahrung der NS-Besatzung und des Kommunismus zu präsentieren, statt Westeuropa und Deutschland wegen deren Appeasement-Politik zu kritisieren. W. präsentiert allerdings Beispiele für Statements Pariser Emigranten, die eindeutig gegen den damaligen politischen Mainstream in Westeuropa gerichtet waren. Dazu zählt u. a. die Kritik an der „Gleichgültigkeit gegenüber dem Schicksal von Millionen Ostmitteleuropäern“, wie es in einem Artikel zum Bau der Berliner Mauer hieß (S. 304), und an der Ostpolitik Willy Brandts, aber auch am Festhalten der bundesrepublikanischen Politik an der These vom vorläufigen Charakter der polnischen Westgrenze.

Der Vf. präsentiert politische Stimmen Osteuropas aus einer Zeit, als diesem Teil des Kontinents das Mitspracherecht fast gänzlich entzogen wurde. Der bittere Ton vieler Aufsätze und Kommentare hat jedoch mit den sich heutzutage ausbreitenden antieuropäischen Narrativen nichts zu tun. Die von W. erforschte publizistische und verlegerische Arbeit des Instituts in Maisons-Laffitte beweist stattdessen, dass die Zeitschrift ihre Mission weniger als ein Bollwerk gegen den Kommunismus, sondern vielmehr als eine Brücke zwischen Ost und West verstand.

W. analysiert in seinem Buch politische Debatten, die in der Pariser Exilzeitschrift geführt wurden – insofern knüpft er an Aussagen von Giedroyc an, dass nicht die Kultur, die der Zeitschrift ihren Titel gab, sondern die Politik im Zentrum seines Interesses gestanden habe. In seiner akribisch durchgeführten Forschungsarbeit fehlt jedoch ein wenigstens symbolischer Hinweis auf die Leistungen der Polonistik, Slawistik oder Germanistik, insbesondere der Literatur- und Kulturwissenschaft, im Bereich der *Kultura*-Forschung. Die

„Schule des politischen Denkens“ (um an den Buchtitel anzuknüpfen) hinterließ ihre Spuren auch in zahlreichen Buchrezensionen, Berichten oder Analysen, die z. B. die subversive (aber auch die kulturstiftende) Rolle der Literatur(kritik) im Exil betrafen. Durch das Prisma der in der *Kultura* rezipierten Belletristik ließe sich z. B. der Blick polnischer Emigranten auf die DDR-Diktatur oder auf die junge Bundesrepublik rekonstruieren.

Im Zusammenhang mit W.s Bemerkung zur sinkenden Anzahl von Artikeln über Deutschland in den 1970er Jahren (Giedroyc definierte sich selbst als einen „Menschen des Ostens“, S. 37), wäre außerdem zu überlegen, ob es Sinn machen würde, einen Katalog von abwesenden Themen zu erstellen – schließlich zählten die Eskalation des RAF-Terrorismus, der Wandel der BRD zu einem Einwanderungsland oder die Ausbürgerung von Wolf Biermann zu den gravierenden Fragen jener Zeit, die in der *Kultura* bestenfalls nur angedeutet wurden.

Man kann sich nur schwer des Eindrucks erwehren, dass die von W. mit wohlthuender Sachkenntnis beschriebene „Schule des politischen Denkens“ eher am Rande der aktuellen (bzw. offiziell geförderten) Erinnerungskultur dahin vegetiert. Dieses wenig erfreuliche Fazit ist aber gewiss nicht der einzige Grund, das Buch von W., das ein beachtenswertes Thema aufgreift, zu lesen und seinen Wert als Nachschlagewerk dementsprechend zu schätzen.

Bydgoszcz

Krzysztof Okoński

Bastian Vergnon: Die sudetendeutschen Sozialdemokraten und die bayerische SPD 1945 bis 1978. PL Academic Research. Frankfurt am Main u. a. 2017. 508 S., Ill. ISBN 978-3-631-73535-0. (€ 64,95.)

Bislang konzentrierte sich die Forschung hinsichtlich der vertriebenen Sudetendeutschen, die in die (spätere) Bundesrepublik Deutschland kamen, auf ihren Interessensverband „Sudetendeutsche Landsmannschaft“¹, ihre Relevanz für das deutsch-tschechische Verhältnis² sowie auf ihre Beziehungen zu den Unionsparteien CDU/CSU³ (z.B. Hopp, Franzen). Bastian Vergnons Dissertation schließt nun eine Forschungslücke: Sie widmet sich explizit den sudetendeutschen Sozialdemokraten (DSAP) und ihrem Verhältnis zur bayerischen SPD in den Jahren 1945 bis 1978.

Obwohl sich der Vf. der Problematik des Terminus „Heimat“ („historisch und emotional aufgeladener Begriff“, S. 30; „unspezifisch“, S. 15) durchaus bewusst ist und sogar von „Schwierigkeiten“ spricht, „diesen Begriff für die Fragestellung der Arbeit wissenschaftlich zu verwenden“ (S. 28), folgt er der wenig ergiebigen Leitfrage, ob „die bayerische SPD für die sudetendeutschen Sozialdemokraten eine echte politische Heimat“ darstellte. Um die Antwort gleich vorweg zu nehmen: Ja, die ehemaligen DSAP-Mitglieder wurden – wohl kaum überraschend – in der Bayern-SPD entsprechend fündig.

Fasziniert von dem durch Zeitzeugen geprägten Topos vom Verlieren der „geografischen“ und dem substitutiven Finden einer „politischen“ Heimat, unternimmt er in Kap. 2 den Versuch, den Begriff anhand soziokultureller Definitionen greifbarer zu machen. Mit weiteren Unterfragen gelingt ihm eine schlüssige Präzisierung seines Forschungsvorhabens: Sein Interesse gilt demnach der Stellung der sudetendeutschen Sozialdemokraten innerhalb der bayerischen SPD sowie deren Integrations- und Partizipationsangeboten. Die

¹ TOBIAS WEGER: „Volkstumskampf ohne Ende?“ Sudetendeutsche Organisationen, 1945-1955, Frankfurt a. M. 2008.

² SAMUEL SALZBORN: Geteilte Erinnerung. Die deutsch-tschechischen Beziehungen und die sudetendeutsche Vergangenheit, Frankfurt a. M. 2008.

³ GERHARD HOPP: Machtfaktor auch ohne Machtbasis? Die Sudetendeutsche Landsmannschaft und die CSU, Wiesbaden 2010; K. Erik FRANZEN: Der vierte Stamm Bayerns. Die Schirmherrschaft über die Sudetendeutschen 1954-1974, München 2010.

Untersuchung stützt sich auf Archivmaterial (Archiv der Sozialen Demokratie in Bonn, Archiv des Instituts für Zeitgeschichte, lokale Archive von „Vertriebenengemeinden“ wie Waldkraiburg oder Neutraubling), Zeitungen und Zeitschriften sowie auch auf graue Literatur. Als weitere wichtige Quelle fungieren Interviews mit 51 Zeitzeugen.

Nach einem Überblick über die historische Entwicklung der sudetendeutschen und der bayerischen Sozialdemokratie vom 19. Jh. bis zu den 1930er Jahren, in dem vor allem Unterschiede herausgearbeitet werden (z. B. Industrialisierung in Böhmen vs. agrarische Prägung in Bayern), folgen kurze Ausführungen über die Zeit des gemeinsamen Widerstands und des gemeinsamen Exils. Im Kapitel über die Vertreibung und das Ankommen in Bayern wird auch auf die sog. „Aktion Ullmann“ eingegangen, dank der deutsche Sozialdemokraten und weitere deutsche „Antifaschisten“ geregelt aus der Tschechoslowakei in die amerikanisch besetzte Zone ausreisen konnten. Danach untersucht V. die verschiedenen administrativen Ebenen, die er jeweils mit „Neue Heimat in der Bundespolitik“, „... in der Landespolitik“ und „... in der kommunalen Politik“ betitelt. In der Bundespolitik hatten Wenzel Jaksch und Richard Reitzner bedeutende Posten, doch erhielten die Sudetendeutschen und ihre spezifischen Interessen innerhalb der Bundes-SPD kaum Aufmerksamkeit. In seiner Angst um die Geschlossenheit seiner Partei hatte Kurt Schumacher einer Sonderrolle der Sudetendeutschen innerhalb der SPD entgegengewirkt. Die neuen Genossinnen und Genossen wurden mitunter von den Alteingesessenen auch als Konkurrenz um begehrte Parteiämter wahrgenommen. Etliche Landtagsabgeordnete der Bayern-SPD hatten zwar sudetendeutsche Wurzeln, zeigten dies aber kaum nach außen. Wilhelm Hoegners Schirmherrschaft über die Sudetendeutschen und die Bezeichnung als „Vierten Stamm“ Bayerns stellt somit nur eine Ausnahme dar, bei der die Bayern-SPD einmal ihren politischen Spielraum nutzte. Grundsätzlich hatte die SPD kein Interesse an einer eigenständigen Vertriebenen- und Flüchtlingspolitik. Sie ging vielmehr davon aus, dass das sozial schwache Vertriebenen-Milieu gleichsam automatisch SPD wähle. Die sudetendeutschen Sozialdemokraten gründeten 1951 mit der Seliger-Gemeinde ein soziales Netzwerk, in dem sie ihre kollektive Erinnerung pflegen konnten. Konfliktpotential lieferten schließlich Willy Brandts Neue Ostpolitik und Generationskonflikte aufgrund neuer Prioritätensetzung innerhalb der Partei. Ab Anfang bis Mitte der 1970er Jahre erfolgte zudem eine deutliche Annäherung zwischen der CSU und der Sudetendeutschen Landsmannschaft. Die sudetendeutschen SPD-Mitglieder wurden sowohl in der Partei als auch in den Vertriebenenverbänden zunehmend isoliert. Jedoch kam es laut dem Vf. auch während der Konflikte der 1970er Jahre zu keinem Bruch. So verließ die Seliger-Gemeinde z. B. den Wenzel-Jaksch-Preis an Herbert Wehner und schließlich sogar an Brandt.

Auch wenn V. durch die Fixierung auf die „politische Heimat“ einiges an grundsätzlichem Potential seiner Dissertation verschenkt, legt er eine klar strukturierte und gut recherchierte Arbeit vor, die aufschlussreiche Einblicke in die Situation und das spezifische Milieu der vertriebenen sozialdemokratischen Sudetendeutschen in Bayern sowie auch in das Spannungsfeld zwischen Integration und Bewahrung der eigenen Identität liefert. Deutlich wird auch das weitgehende Desinteresse der bayerischen SPD an speziell sudetendeutschen Fragen bzw. der Thematik der Flüchtlinge und Vertriebenen. Im Anhang bietet die Arbeit hilfreiche Übersichten über die Transporte der Aktion Ullmann sowie Tabellen mit sudetendeutschen bayerischen SPD-Abgeordneten im Landtag und im Bundestag.

München

Birgit Vierling

Eagle Glassheim: *Cleansing the Czechoslovak Borderlands.* Migration, Environment, and Health in the Former Sudetenland. University of Pittsburgh Press. Pittsburgh, PA 2016. IX, 275 S. ISBN 978-0-8229-6426-1. (\$ 28,95.)

Eagle Glassheim, Professor an der University of British Columbia in Vancouver, ist Historikern der böhmischen Länder bzw. der Tschechoslowakei seit dem Erscheinen seines ersten Buches im Jahre 2005 wohl bekannt.⁴ Seine neueste Veröffentlichung behandelt die Aussiedlung der deutschen Bevölkerung aus den böhmischen Ländern und deren Folgen aus einer ungewöhnlichen Perspektive: Laut Buchumschlag sollen wir erfahren, wie „the lessons drawn from the Sudetenland speak to the deep social traumas and environmental pathologies wrought by ethnic cleansing and state-sponsored modernization processes“, und der Vf. distanziert sich von gängigen Vereinfachungen: „Rather than claiming a direct causal link between expulsions and the devastation of the borderland, I see ethnic cleansing, Communist social engineering, and late industrial modernity as related and intertwined phenomena“ (S. 8). Sein Buch sei eine Geschichte der tschechoslowakischen Grenzgebiete „as a mirror, as both a real place and a reflection of utopian and dystopian visions of social, cultural, and material health“ (S. 12).

Das Buch besteht aus sechs Kapiteln und einem persönlichen Nachwort des Autors („Afterword. A Shared Longing“), in dem er aus den eigenen familiären Kindheitserfahrungen in den USA sein Interesse an den Traditionen der Heimatbewegungen des 19. und 20. Jh. und eine Nostalgie „for the landscapes of the former Sudetenland“ im Stil des Psychiaters und Publizisten Petr Přihoda sowie der tschechischen Vereinigung „Antikomplex“ (S. 188 ff.) ableitet.

Die beiden ersten Kapitel sind der Vorgeschichte und dem „Cleansing the Borderland“ gewidmet, das dritte Kapitel beschäftigt sich mit dem Thema „Expellees and Health in Postwar Germany“, und im nachfolgenden geht es um die Folgen der Aussiedlung für die tschechoslowakischen Grenzgebiete. Im fünften Kapitel werden wir über die Geschichte der planmäßig durchgeführten Sprengungen der nordböhmischen Stadt Brüx (Most) sowie die Umsiedlung ihrer Bevölkerung in eine neu aufgebaute Stadt aus den 1970er Jahren informiert. Im sechsten Kapitel „Unsettled Landscapes“ geht es um die Verflechtungen der tschechischen und deutschen Narrative „of failure and decay in the borderlands“; hier zeichnet der Vf. nach, wie die Entwicklungen in den tschechoslowakischen Grenzgebieten von beiden Seiten der deutsch-tschechischen Grenze unter permanenter Beobachtung standen und die Politik sowie Verwaltung des kommunistischen Staates nach Problemlösungen suchte.

G. bietet keine analytische historische Studie, sondern sechs lose verbundene Essays, die am Beispiel der deutsch-tschechischen Erfahrungen auf nationale und thematisch übergreifende Phänomene des 20. Jh. hinzuweisen versuchen. Dies ist zweifellos ein verdienstvolles Unterfangen, aber gerade deshalb verdient das Buch nicht nur Lob, sondern auch kritische Fragen.

Warum bedient sich der um die Sensibilisierung unseres Blicks auf die Rolle rhetorischer Mittel bemühte Vf. selbst unpräziser Begrifflichkeiten wie etwa der Bezeichnungen *borderlands* und *former Sudetenland*? In den böhmischen Ländern ist keine Region jemals als „die Grenzgebiete“ oder als „das Sudetenland“ bezeichnet worden, wenn man vom kurzen Zwischenspiel der deutsch-völkischen und nationalsozialistischen Agitatoren und ihrer Versuche absieht, sozial und ethnisch heterogene „deutsche“ Gebiete mit dem Wort „Sudetenland“ abzugrenzen.⁵ Somit bleibt der geografische Raum, der im Fokus des Buches steht, vage; meistens ist ohnehin nur von Nordböhmen die Rede. Ebenso proble-

⁴ EAGLE GLASSHEIM: *Noble Nationalists. The Transformation of the Bohemian Aristocracy*, Cambridge, Mass. 2005.

⁵ Vgl. MIREK NĚMEC: „Sudeten/Sudety“ als deutsch-tschechisches Palimpsest, in: *Bohemia* 53 (2013), 1, S. 94-111.

matisch ist die Ethnisierung des deutsch-tschechischen Zusammenlebens in den böhmischen Ländern, als hätten dort Tschechen und Deutsche nicht in gemeinsam geteilten staatsrechtlichen Strukturen, sondern als zwei nach ethnischen Kriterien getrennte Gesellschaften gelebt. Das führt zu vagen Analogien und Äußerungen, etwa über sog. „Nationalisten“ (z. B. S. 26, 33, 65), und vernebelt die grundlegende Problematik moderner Nationalitätenkonflikte, die sich aus komplexen Spannungen zwischen ethnischen, politischen und staatsrechtlichen Zusammenhängen ergaben (und bis heute überall ergeben, wie zur Zeit allein in Irland, Schottland oder Katalonien zu beobachten ist).

Als ein drittes Beispiel unpräziser Begrifflichkeit des Vf. drängt sich seine Insinuation auf, dass die Erfahrungen der Nachkriegstschechoslowakei als *pars pro toto* für Ost- bzw. Ostmitteleuropa angesehen werden sollten. So heißt es etwa, dass die aus der Tschechoslowakei ausgesiedelten Deutschen „had joined millions of other expelled Germans from the east in the largest wave of forced migration in history“ (S. 5), ohne dass geklärt wird, woher, wann und wie welche Gruppen der in Nachkriegsdeutschland als „Vertriebene“ bezeichneten Menschen in die beiden deutschen Staaten gelangt waren. Die Erfahrungen der Deutschen aus der Tschechoslowakei weisen jedoch markante spezifische Züge auf. Dort lebte die europaweit mit Abstand zahlenmäßig größte deutsche Minderheit, und zwar der überwiegende Teil ihrer Angehörigen in unmittelbar an das Deutsche Reich angrenzenden Gebieten, die im 19. und 20. Jh. in der reichsdeutschen politischen Öffentlichkeit weitgehend für einen integralen Bestandteil der sogenannten „deutschen Länder“ bzw. des „geschlossenen deutschen Kulturbodens“ gehalten wurden. Mit anderen Gruppen der Vertriebenen, sei es etwa mit den Russland-, Dobrudscha- oder Siebenbürgendeutschen, teilten die Deutschen aus der Tschechoslowakei nur wenige Erfahrungen, wie auch die historischen Entwicklungen der von ihnen verlassenen Gebiete sich kaum ähnelten.

Der Vf. vernachlässigt die historisch-politischen Aspekte seiner Geschichtskonstruktion und baut somit seine Aussagen über die Zusammenhänge zwischen „ethnic cleansing, Communist social engineering, and late industrial modernity“ (S. 8) auf einer willkürlichen Auswahl vager Informationen auf. Deshalb wird ein aufmerksamer Leser seinen Bemühungen um die Einbettung der Nachkriegsumsiedlungen und um deren Folgen in Gestalt pathologischer Erscheinungen moderner Gesellschaften kaum folgen können. Ob wir zur Völkerversöhnung und Vorliebe für kleine Heimatregionen beitragen (wie Glassheim in seinem Nachwort andeutet), wenn wir empirisch unbegründete Geschichtsbilder konstruieren, ist fraglich. Vielmehr scheint es, dass es eher zu neuen Konflikten beiträgt, wie die bisherigen Erfahrungen mit der Rezeption der beiden oben genannten Vorbilder G.s (Příhoda und „Antikomplex“) in Tschechien zeigen.

Gerolstein

Eva Hahn

Sebastian Sparwasser: Identität im Spannungsfeld von Zwangsmigration und Heimkehr. Ungarndeutsche Vertriebene und die Remigration. (Mitteleuropäische Geschichte und Kultur, Bd. 3.) new academic press. Wien 2018. 284 S. ISBN 978-3-7003-2066-1. (€ 36,-)

Seit etwa 15 Jahren steht das Sprechen über die Vertreibungen von ca. 13 Millionen deutschsprachiger Einwohner aus Ostmitteleuropa nach 1945 nicht mehr unmittelbar unter Revisionismus- oder Relativierungsverdacht. Um die Jahrtausendwende erschienen Arbeiten zu dieser sensiblen Thematik, die auch ein Publikum jenseits geschichtswissenschaftlicher Expertenzirkel erreichten. Sie banden individuelle und Familienerinnerungen sowie Narrative der öffentlichen Erinnerungskultur an Ergebnisse der Forschung zurück. In ihrer objektiv-nüchternen und differenzierenden Darstellung gelang es den Büchern K. Erik Franzens oder Mathias Beers, die Vertreibungen „der Deutschen“ so aufzuarbeiten, dass sie in den Kontext von Zwangsmigrationsbewegungen in ganz Nachkriegseuropa gestellt werden konnten. Dadurch wurden sowohl die Ursachen in den Verbrechen und dem

Vernichtungskrieg des NS-Regimes hervorgehoben als auch der Charakter als humanitäre Tragödie getroffen.¹

Eine Gruppe aus den verschiedenen deutschsprachigen Minderheiten in Ostmittel- und Südosteuropa wurde jedoch gegenüber den aus den neuen polnischen Gebieten oder der Tschechoslowakei Vertriebenen oft nur am Rande erwähnt: die der sog. „Ungarndeutschen“ oder „Donauschwaben“. Ursache dafür, so darf vermutet werden, war zum einen eben gerade die Nicht-Zugehörigkeit ihres Siedlungsgebiets zum Deutschen Reich bzw. die zerstreuten Siedlungen in West- und Südungarn sowie im sogenannten Oberungarn, der heutigen Slowakei. Zum anderen erreichten die Zahlen und die Umstände der Zwangsmigration vielleicht nicht die Dimensionen und die Dramatik der ungleich größeren Vertriebenengruppen aus Ostpreußen, Pommern, Schlesien oder dem Sudetenland.

Insgesamt überschritt die Zahl der aus Ungarn ausgewiesenen oder vertriebenen Deutschen wohl nicht 200 000, und es gelang einer beachtenswerten Anzahl von ihnen, wieder nach Ungarn zurückzukehren und dauerhaft dort zu bleiben, zusammen mit etwa einer Viertelmillion Ungarndeutscher, die von den Ausweisungen erst gar nicht betroffen waren. Unser Wissen darüber basiert vor allem auf den Arbeiten der ungarischen Historikerin Ágnes Tóth. Sie hat einerseits die strukturellen Kontexte und Abläufe der Ausweisungen zwischen 1945 und 1948 rekonstruiert, andererseits auch die Motive und Pläne der Rückkehr in die „ungarische Heimat“ lebensgeschichtlich untersucht.² Der Wunsch nach Rückkehr, die oft gefährvolle Reise durch mehrere Besatzungszonen und die darin zum Ausdruck kommende tiefe Verbundenheit zur „ungarischen Heimat“, die eine „volksdeutsche“ Identität meist überlagerte, ist auch das Thema der Studie von Sebastian Sparwasser. Für seine an der Andrassy-Universität in Budapest angefertigte Dissertation hat er knapp zwei Dutzend Rückkehrer interviewt und ihre Lebensgeschichten systematisch hinsichtlich der Narrative und Topoi ausgewertet. Im Gegensatz zu Tóth, die vor allem die erste Welle der Aussiedlungen 1945 und 1946 in die westlichen Besatzungszonen Deutschlands fokussiert hat, konzentriert sich Sp. auf die ab Herbst 1947 in die SBZ gelangten Ausgesiedelten.

Sein Buch ist übersichtlich und sinnvoll gegliedert. Thematische Einleitung, begriffliche Grundlagen und methodische Überlegungen füllen die ersten achtzig Seiten. Im Anschluss wird auf etwa fünfzig Seiten der politik-, struktur- und sozialhistorische Kontext rekapituliert. Die folgenden einhundert Seiten gehören der systematischen Analyse der lebensgeschichtlichen Erzählungen, die Sp. in sechzehn inhaltlich-chronologische Kategorien typologisiert. Dort erfasst er von den grundsätzlichen Erinnerungen an „die alte Heimat“ über die Aussiedlung und Ankunft in einem ihnen vollkommen fremden Deutschland bis hin zu Rückkehr und Neuanfang den kompletten Verlauf dieser biografischen Phasen unter Hinzuziehung retrospektiver Bewertungen der Ereignisse und Handlungen. Zum Schluss finden sich die transkribierten Interviews sowie Leitfaden und Kodierung für die Auswertung.

Seiner Leitfrage nach den Gründen und Motivationen für die Rückreise nähert sich der Vf. von verschiedenen Seiten, und darum erfährt sie eine angenehm differenzierte Antwort. Es war nicht nur der Mangel in der SBZ oder eine feindliche Haltung der lokalen Bevölkerung gegenüber den, wie es offiziell hieß, Umsiedlern. Es war auch nicht eine feste ethnische Identität als Ungarndeutscher oder eine absolute Verwurzelung in den Ur-

¹ K. ERIK FRANZEN: Die Vertriebenen. Hitlers letzte Opfer, München 2001; MATHIAS BEER: Flucht und Vertreibung der Deutschen. Voraussetzungen, Verlauf, Folgen, München 2011.

² ÁGNES TÓTH: Migrationen in Ungarn 1945-1948. Vertreibung der Ungarndeutschen, Binnenwanderungen und slowakisch-ungarischer Bevölkerungsaustausch, München 2001; DIES.: Rückkehr nach Ungarn 1946-1950. Erlebnisberichte ungarndeutscher Vertriebener, München 2012.

sprungsgemeinden in Ungarn. Die Motive waren gemischt, und doch argumentiert Sp. durchaus überzeugend und wiederum differenziert für eine Erklärung der Beweggründe mit dem emotional stark aufgeladenen Begriff „Heimat“. Was die Erzählungen der meisten Befragten eint, ist die Erinnerung an eine intakte, verstehbare und kontrollierbare Heimat in Ungarn vor der Aussiedlung. Der wirkliche Bruch kam schließlich mit der erzwungenen Migration, der oft noch eine Verschleppung in die Sowjetunion zur Zwangsarbeit, der sogenannten „Malenkij Robot“, vorausging. Dieser spezifische Aspekt ungarndeutscher Biografien wird hier ausführlicher, aber weniger drastisch als in anderen Darstellungen behandelt.³

Das Buch schließt insgesamt eine Lücke in der Erinnerungs- und (Zwangs-)Migrationsforschung. Es ist sprachlich, methodisch und begrifflich reflektiert und sehr gut strukturiert. Vielleicht hätte noch der ein oder andere neuere Titel zur Frage der „Umsiedler“ in der DDR verarbeitet werden können.⁴ Auch dass das Alter der Gesprächspartner/innen, die zwischen 1922 und 1946 geboren wurden, nicht stärker für die Deutung der Erinnerungen und Bewertungen herangezogen wurde, ist ein Gedanke für weiterführende Forschungen, die an dieses Buch hervorragend anknüpfen können.

Leipzig – Kiel

Frank Henschel

³ GERHARD SEEWANN: Geschichte der Deutschen in Ungarn. Bd. 2: 1860-2006, Marburg 2012, S. 356 ff.

⁴ UTA BRETSCHNEIDER: „Vom Ich zum Wir“? Flüchtlinge und Vertriebene als Neubauern in der LPG, Leipzig 2016.

Hannes Lachmann: Die „Ungarische Revolution“ und der „Prager Frühling“. Eine Verflechtungsgeschichte zweier Reformbewegungen zwischen 1956 und 1968. (Veröffentlichungen zur Kultur und Geschichte im östlichen Europa, Bd. 49.) Klartext Verlag. Essen 2018. 571 S. ISBN 978-3-8375-1210-6. (€ 49,95.)

Das umfangreiche Werk ist die überarbeitete Fassung einer Dissertation, die im Februar 2012 an der Philosophischen Fakultät der Universität Passau eingereicht wurde. Es beschäftigt sich mit der Verflechtungsgeschichte der „Ungarischen Revolution“ und des „Prager Frühlings“ zwischen 1956 und 1968. Der Vf., Hannes Lachmann, war am Graduiertenkolleg „Sozialistische Diktatur als Sinnwelt“ des Prager Instituts für Zeitgeschichte und des Potsdamer Zentrums für Zeithistorische Forschung beteiligt. Heute leitet er die 2014 eingerichtete Repräsentanz des Freistaates Bayern in Prag.

Die Arbeit beruht auf einer gedankenreichen Analyse eines umfangreichen Quellenmaterials aus ungarischen, tschechischen und slowakischen Archiven. L. entwirft auf dieser Grundlage eine spannende Verflechtungsgeschichte (*histoire croisée*). Der Ansatz geht auf die Arbeiten von Bénédicte Zimmermann und Michael Werner zurück und soll mehr als eine komparatistische bzw. transfergeschichtliche Methode oder eine einfache Analyse von Krisenketten sein. Die Verflechtungsgeschichte ermöglicht eine transnationale Geschichte, die „in der ‚multiperspektivistischen‘ Verschränkung der Untersuchungsobjekte“ (S. 70) besteht. L. möchte mit seiner Studie Rückschlüsse auf die Krisenanfälligkeit der staatssozialistischen Herrschaftssysteme sowie auf ihre Fähigkeit zur Selbsttransformation ziehen. Dabei sollen neben den eigentlichen Krisen der „Ungarischen Revolution“ und des „Prager Frühlings“ auch die stabilisierenden Faktoren innerhalb dieser Systeme wahrgenommen werden. Neben den Repressionsmechanismen und der institutionellen Ebene wird auch die Akteur-Ebene durch eine Analyse der Wahrnehmungsstrukturen beleuchtet. Weiterhin sind die wechselseitigen Transfers von Reformdiskursen Gegenstand der vielschichtigen Untersuchung.

Das Hauptergebnis der Studie wird vom Vf. selbst wie folgt zusammengefasst: „[D]ie Erschütterungen von per se asymmetrischen und damit krisenanfälligen Herrschaftssystemen [folgen] weniger einem gleichbleibenden Muster [...]. Vielmehr entwickelten sie sich

auf der Basis einer relativen Wahrnehmung der eigenen Situation“ (S. 472). Die gegenseitige Wahrnehmung der Situation in Ungarn und in der Tschechoslowakei war zugleich ein stabilisierendes Element und ein Risiko für das jeweilige Herrschaftssystem. Hier kreuzen sich die Perspektiven. Der Wert des Buches besteht vor allem darin – neben der akkuraten Aufarbeitung der Forschungsquellen –, zu schnelle Ursachenforschungen im Fall der beiden untersuchten Krisen kritisch zu hinterfragen.

In Anlehnung an Kurt Imhof¹ definiert L. die Krise als Zerstörung des „Zusammenhang[s] von Erfahrungsraum und Erwartungshorizont“ (S. 493). Destabilisierende Faktoren ähnlicher Art waren sowohl in Ungarn als auch in der Tschechoslowakei vorhanden, führten jedoch nicht zu gleicher Zeit zu Unruhen. Diese Ungleichzeitigkeit entstand – so der Vf. – aus der Tatsache, dass „[d]ie Balance zwischen politischem Entgegenkommen und diktierten Einschränkungen“ (S. 475), die sich in den beiden Ländern lange stabilisierend ausgewirkt hatte, zu unterschiedlichen Zeiten aus den Fugen geraten ist. Die Bedeutung außerparteilicher reformorientierter Organisationen wird von L. besonders hervorgehoben. Ihre Existenz war nur möglich, weil in beiden Ländern infolge von Liberalisierungsmaßnahmen Spielräume entstanden waren. Vor allem die inkonsequente Anwendung administrativer Maßnahmen und die damit verbundene Unberechenbarkeit haben L. zufolge die Legitimität des jeweiligen Herrschaftssystems in Frage gestellt. Zudem betont er die Bedeutung positiver Erwartungshaltungen in einem Teil der Bevölkerung für die gesellschaftliche Mobilisierung. Eigenerfahrungen spielten dabei auch eine bedeutende Rolle. Der Vf. macht deutlich, dass wir unbedingt eine Mehrfaktorenanalyse brauchen, um die ganze Komplexität des untersuchten Phänomens zu erfassen. Die Verflechtungsgeschichte setzt sie voraus, geht aber noch einen Schritt weiter, da sie den Einfluss des Umfelds auf mehrere Ebenen berücksichtigt.

L. geht davon aus, dass die Unterdrückungsmechanismen – vor allem die ständige Drohung einer Intervention russischer und fremder Armeeeinheiten, wie sie in der DDR 1953 und in Ungarn 1956 geschah – nicht ausreichend waren, um die Stabilität der staatssozialistischen Herrschaftssysteme zu gewährleisten. Er behauptet: „Die vorliegenden Ergebnisse geben Hinweise darauf, warum Repressionen allein die kommunistische Herrschaft in beiden Ländern langfristig nicht zu sichern vermochten. Oft wirksamer als Gewaltmaßnahmen waren für die (passive) Folgebereitschaft der Bevölkerungsmehrheit Planbarkeit und die Befriedigung aktueller Konsumbedürfnisse“ (S. 509). Sicherlich ist diese Aussage nicht völlig aus der Luft gegriffen. Allerdings zeigen die späteren „sanften Revolutionen“ in den real-sozialistischen Ländern, dass ein gelungener Transformationsprozess eine Änderung der Machtkonstellation in der Sowjetunion als Voraussetzung haben musste. Auch diese Ansicht kann übrigens Teil einer *histoire croisée*, die es noch zu erzählen gilt, sein. Nichtsdestotrotz ist die Arbeit von L. ein wichtiger Beitrag zum besseren Verständnis der Krisen in den Ostblockländern und sollte entsprechend gewürdigt werden. Das Buch endet mit interessanten Betrachtungen zu der stark nationalistisch geprägten Aufarbeitung der Vergangenheit im heutigen Tschechien, in der Slowakei und in Ungarn. Gegen die staatliche Instrumentalisierung und die Mythologisierung der Vergangenheit stellt der Vf. zu Recht fest, dass die Bevölkerung der beiden „Satellitenstaaten“ keineswegs nur „hilflose Opfer sowjetischer Machtinteressen“ (S. 515) waren. Er erinnert uns daran, dass „in Ungarn und in der Tschechoslowakei bis 1989 etwa zehn Prozent der Bevölkerung Parteimitglieder waren und sich eine große Zahl von Menschen im dortigen Staatssozialismus fast über die gesamte Dauer seiner Existenz weitgehend konform verhielt“ (S. 512 f.). So trägt das Buch auch zur Aufklärung einer derzeit politisch missbrauchten Vergangenheit bei.

Rostock

Yves Bizeul

¹ Vgl. KURT IMHOF: Die Diskontinuität der Moderne. Zur Theorie des sozialen Wandels, Frankfurt a. M. – New York 2006, S. 190.

Pavel Kolář: Der Poststalinismus. Ideologie und Utopie einer Epoche. (Zeithistorische Studien, Bd. 57.) Böhlau. Köln u. a. 2016. 370 S. ISBN 978-3-412-50526-4. (€ 45,-.)

Mit dem „Poststalinismus“ stellt Pavel Kolář einen Zeitraum in den Mittelpunkt seiner Monografie, den er in der Forschung zu den sozialistischen Staaten in Osteuropa bisher noch nicht ausreichend beachtet sieht: Zwar werde die allzu „bipolare“ (S. 9) Gegenüberstellung von Stalinismus und Spätsozialismus als Phasen der ideologischen Überzeugung einerseits und des Opportunismus und Karrierismus der Parteimitglieder andererseits durch neuere Arbeiten (bspw. von Sarah Davies oder Alexei Yurchak¹) zunehmend hinterfragt. Dennoch bestehe – so erläutert der Vf. – besonders in Bezug auf die Zeit „dazwischen“ weiterhin ein Forschungsdefizit. Diesem möchte K. mit seiner Untersuchung entgegenwirken.

Dabei verfolgt er ausdrücklich das Anliegen, den Poststalinismus als „eigenständige, durch eine charakteristische Sinnwelt gebundene Epoche“ (S. 24) in den Blick zu nehmen und damit zur Reflexion über die gängigen Periodisierungsschemata zum Kommunismus in Osteuropa anzuregen. Zeitlich grenzt er diese Phase durch Nikita Chruščevs Geheimrede auf dem XX. Parteitag der KPdSU 1956 und die Entwicklungen der Brežnev-Zeit in den ausgehenden 1960er und 1970er Jahren ein. Für diesen Zeitraum konstatiert K. ein „Interpretationsvakuum“ (S. 321), das mit dem Wegfall Stalins als „Master Editor“ (S. 42, 68 in Anlehnung an Yurchak) im kommunistischen Ideologiediskurs Räume für vielfältige Verständigungs- und Aushandlungsprozesse geschaffen habe.

Daran anknüpfend ist K.s Untersuchung von der Frage geleitet, welche Veränderungen sich daraus für die kommunistischen „Sinnwelten“ (S. 9) ergaben und inwiefern diese als charakteristische und distinktive Merkmale den Poststalinismus von der Zeit „davor“ und „danach“ abgrenzen. Exemplarisch betrachtet der Vf. dabei (neben den Ereignissen in der Sowjetunion) v. a. die Entwicklungen in der DDR, der Volksrepublik Polen und der Tschechoslowakei. Diese Schwerpunktsetzung begründet er knapp mit dem Verweis auf die hervorgehobene Stellung dieser Länder in der sowjetischen Blockpolitik (als „Bollwerke gegen den imperialistischen Feind“, S. 18) und ihre spezifischen Entstalinisierungsprozesse. Die Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen der DDR, der PRL und der ČS(S)R werden im weiteren Verlauf der Darstellung nicht etwa in einer länderspezifischen Gegenüberstellung zusammengetragen, sondern ergeben sich vielmehr – teilweise explizit vom Vf. erläutert, teilweise „indirekt“ – aus den Beispielen, die K. zur Stützung seiner Argumentation anführt.

Die zentrale These des Vf. besteht darin, dass das Ende des Stalinismus (anders als im Spätsozialismus) nicht das Ende der kommunistischen Utopievorstellungen bedeutet habe. Zwar sei die lineare stalinistische Geschichtsvorstellung mit ihrer „radikale[n] Zukunftsvision“ (S. 10) durch eine stärkere Hinwendung zum konkreten historischen Prozess ersetzt worden. Die Erwartung einer „besseren Zukunft“ sei aber bestehen geblieben, auch wenn die Verbesserung der gegenwärtigen Verhältnisse als Weg zu diesem Ziel in den Vordergrund gerückt sei. In Anlehnung an die Überlegungen Michail Bachtins, Zygmunt Baumans und Ernst Blochs spricht K. deshalb von einer „prozessualen Utopie“ (S. 10) des Poststalinismus, die die „programmatische Utopie“ der Stalinzeit abgelöst habe.

Eine Besonderheit von K.s Studie besteht darin, dass er neben den oberen Parteiinstanzen auch die mittleren und unteren Ebenen der Parteihierarchien, die „gewöhnlichen Kommunisten“ (S. 17), in den Blick nimmt, um Rückschlüsse auf das Spannungsverhältnis zwischen ideologischen Vorgaben und alltäglicher Praxis bzw. – mit Bachtin – zwischen „autoritativem Diskurs“ (S. 21, 320) und „innerlich überzeugender Sprache“ (S. 320) ziehen zu können. Die Quellengrundlage bilden deshalb nicht nur zentrale Parteibeschlüsse

¹ SARAH DAVIES: *Popular Opinion in Stalin's Russia. Terror, Propaganda and Dissent, 1934-1941*, Cambridge 1997; ALEXEI YURCHAK: *Everything Was Forever, Until It Was No More. The Last Soviet Generation*, Princeton 2006.

und -veröffentlichungen, sondern der Vf. berücksichtigt darüber hinaus deren Rezeption vor Ort und bezieht Korrespondenzen, interne Berichte und Sitzungsprotokolle von lokalen Parteiversammlungen mit ein. Dadurch ergibt sich außerdem die Möglichkeit, nicht nur die Ergebnisse der vielfältigen Diskussionen, sondern auch die konkreten Aushandlungsprozesse zu betrachten.

Wie sich diese vollzogen, untersucht K. anhand von fünf zentralen semantischen Feldern des poststalinistischen Ideologiediskurses. Er erläutert zunächst (Kap. 1), wie als Reaktion auf Chruschtschews Benennung der stalinistischen Verbrechen und seiner Kritik am „Personenkult“ in den sozialistischen Parteien in der DDR, PRL und ČS(S)R eine Auseinandersetzung mit der „eigenen“ (Partei-)Vergangenheit sowie der Vergangenheit der kommunistischen Bewegung insgesamt einsetzte, die vielfältige Deutungen hervorgebracht habe, insgesamt aber in einem Geschichtsbild resultiert sei, das den Prozesscharakter der Geschichte in den Vordergrund stellte. Ausgehend davon nimmt K. die Veränderungen im kommunistischen Selbstverständnis bzw. in der Selbstdarstellung der Parteien in den Blick (Kap. 2). Unter Rückgriff auf die antike Figur des „Demiurgen“ erläutert er, wie im Poststalinismus wieder „die Partei“ (statt der „großen Männer“, S. 33) als Akteurin der Geschichte in den Vordergrund gerückt wurde, wobei ihre schöpferische Kraft betont, sie aber gleichzeitig nicht mehr als unfehlbar verstanden wurde. Außerdem beleuchtet der Vf., v. a. in Bezug auf den nationalen Diskurs, wie im Zuge der Diskussions- und Aushandlungsprozesse andere „Geschichtssubjekte“ (S. 143) als Alternative zur „Klasse“ Einzug in die kommunistischen Vergangenheitsdeutungen erhielten (Kap. 3). Seine anschließende Analyse der poststalinistischen „Feindschaftserzählungen“ (S. 201) bettet K. gezielt in den politischen und gesellschaftlichen Kontext ein und betrachtet als ausführliches Beispiel das Feindbild des „Zionismus“ (Kap. 4). Zuletzt untersucht der Vf. das „poststalinistische Zeitverständnis“ (S. 258) und dessen Übereinstimmungen und Widersprüche z. B. im Verhältnis zum marxistisch-leninistischen Fortschrittsbegriff (Kap. 5). Dabei verweist er auf die Entwicklungen zur spätsozialistischen „zyklischen“ Geschichtsauffassung und beschließt seine Darstellung zum Poststalinismus insofern mit der Überleitung zur Folgeepoche. Im Epilog erläutert K. u. a. das weiterführende Erkenntnispotential seines Ansatzes: Die Betrachtung des Poststalinismus ermögliche allgemeinere Rückschlüsse auf die Funktionsweise moderner Herrschaftsregime. Darüber hinaus lasse sich die Betrachtung des Wechselverhältnisses zwischen „autoritativem Diskurs“ und seiner alltäglichen Aneignung auf andere historische Situationen übertragen.

Durch die Berücksichtigung verschiedener Akteursebenen und Quellengattungen bedient sich der Vf. einer schlüssigen methodischen Herangehensweise, die für die Untersuchung anderer historischer Entwicklungen exemplarisch sein kann. Die vergleichende Perspektive auf die DDR, PRL und ČSSR, deren Auswahl noch etwas ausführlicher hätte erläutert werden können, ermöglicht ihm eine umfassende und differenzierte Betrachtung seines Untersuchungszeitraums. Die innovative Art und Weise, in der K. die zahlreichen Beispiele aus diesen Staaten illustrierend in seine Ausführungen einbringt, trägt zur klaren argumentativen Struktur bei. So kann er sein Anliegen (die Darstellung des Poststalinismus als eigene geschichtswissenschaftlich zu erforschende Epoche) nachvollziehbar vermitteln. Die These der „prozessualen Utopie“ führt K. bei seiner Untersuchung der einzelnen Aspekte des Ideologiediskurses geschickt mit und belegt sie schlüssig als Kennzeichen des poststalinistischen Geschichts- und Selbstverständnisses. Seine theoretischen Überlegungen zu „Utopie“ und „Ideologie“ bieten darüber hinaus vielversprechende Anknüpfungsmöglichkeiten für weiterführende Forschung. Dieses Potential kann sich v. a. dann entfalten, wenn der Begriff der „Sinnwelten“ bzw. „Denkwelten“, den K. zur Bezeichnung seines Untersuchungsgegenstandes verwendet, weiter theoretisch geschärft und definiert wird.

Reinhold Vetter: Polens diensteifriger General. Späte Einsichten des Kommunisten Wojciech Jaruzelski. Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2018. 410 S., Ill. ISBN 978-3-8305-3861-5. (€ 37,-)

Auch nach seinem Tod im Jahre 2014 bleibt Wojciech Jaruzelski eine der umstrittensten Personen der polnischen Zeitgeschichte. Er ist im kollektiven Gedächtnis fest verankert als derjenige, der 1981 für die gewaltsame Niederschlagung des „Karnevals“ der *Solidarność* verantwortlich war. Gleichzeitig war es aber auch Jaruzelski, der 1989 den Weg für die friedliche Machtübergabe an die Opposition freimachte. Auch die Forschung hat sich mit dieser kontroversen Figur schwer getan – nicht selten sind die Publikationen zu Jaruzelski in die eine oder andere Richtung politisch gefärbt.

Reinhold Vetter, seit 1988 für die ARD, später für das *Handelsblatt* als Korrespondent in Warschau tätig und somit ein exzellenter Kenner der tiefgreifenden Umbrüche in Polen, hat nun die erste deutschsprachige wissenschaftliche Biografie zu Jaruzelski veröffentlicht und damit ein lange bestehendes Desiderat beseitigt. Wie schon für seine Biografien zu Bronisław Geremek (2014) und Lech Wałęsa (2010) hat er sich durch eine beeindruckende Menge an Sekundärliteratur und Quellen gearbeitet. Seine Darstellung bettet Jaruzelskis Biografie umfassend in die jeweiligen Probleme und Umstände der Zeit ein. Folglich orientieren sich auch die zwölf inhaltlichen Kapitel mehrheitlich an Zäsuren der polnischen Zeitgeschichte, die sich jedoch meist auch mit Zäsuren in Jaruzelskis Leben decken.

1923 als Sohn einer adligen Gutsbesitzerfamilie geboren, wuchs Jaruzelski mit traditionellen Werten (polnisch-patriotisch, katholisch) auf. Im Jahre 1941 wurde die Familie nach Sibirien deportiert. Der Vater starb im Lager; Sohn Wojciech musste Zwangsarbeit als Holzfäller leisten und meldete sich 1943 zur Berling-Armee, mit der er als Offizier an der Seite der Roten Armee bis Berlin vorrückte. Nach dem Krieg verblieb Jaruzelski in der Armee und machte dort eine steile – dank seiner Anpassungsfähigkeit und Zurückhaltung alle Brüche überstehende – Karriere: 1953 zum Oberst ernannt, wurde er 1956 zum jüngsten General der polnischen Armee, deren Kommando er 1965 im Generalstab übernahm, bevor er 1968 Verteidigungsminister wurde. Die Armee war für Jaruzelski, so V. überzeugend, eine Art Ersatzfamilie, die Halt und Orientierung bot; militärische Tugenden bestimmten zeitlebens Jaruzelskis eigene Haltung und auch seine Erwartungen an andere (S. 374 f.)

Zunächst als Soldat, später als einflussreicher Militär war Jaruzelski an mehreren zentralen, gewaltsamen Aktivitäten zur Durchsetzung und Aufrechterhaltung des realsozialistischen Regimes beteiligt: der Bekämpfung des polnischen Untergrunds und der Umsiedlung der ukrainischen Bevölkerung aus Südostpolen in den Jahren 1944-1948; der – obwohl selbst, so V., wohl kein Antisemit (S. 25; 200 ff.) – Entfernung jüdischstämmiger Offiziere aus der Armee 1968; ebenso, schon als Verteidigungsminister, an der Niederschlagung der Studierendenproteste im März und der Invasion in der Tschechoslowakei im August 1968. Als 1970 Władysław Gomułka den Schießbefehl gegen die streikenden Arbeiter/innen in den Städten an der Ostseeküste erteilte, widersprach Jaruzelski auf der entscheidenden Sitzung der Parteiführung zumindest nicht (S. 221 f., 372).

In der Ära Gierek machte Jaruzelski neben seiner militärischen auch eine steile politische Karriere; in der Zeit der *Solidarność*-Proteste stieg er an die Spitze der Partei auf und verantwortete die Einführung des Kriegsrechts im Dezember 1981. Jaruzelski hat diese Entscheidung zeitlebens als notwendige Verhinderung einer sowjetischen Invasion verteidigt, was V. in Frage stellt, der hier der Einschätzung von Andrzej Paczkowski und Jerzy Holzer folgt, eine im Frühjahr 1981 noch mögliche Invasion sei von Moskau verworfen worden. Sein Fazit zu dieser nach wie vor zentralen Frage für die Bewertung von Jaruzelski: „Die Hauptschuld am Scheitern des gewaltigen gesellschaftlichen Aufbruchs der Jahre 1980-1981 trifft sicher die Führung um Jaruzelski, für die der unbedingte Machterhalt im Vordergrund stand, auch wenn man ihr die Sorge um das politische und wirtschaftliche Leben des Landes nicht ganz absprechen kann. Sie hatte nicht das politische

Format, das notwendig gewesen wäre, um mit den Führern der [...] Solidarität eine echte nationale Verständigung zu suchen [...]. Anders als im Falle des „Prager Frühlings“ hätte Moskau kaum Chancen gehabt, einen solchen Sonderweg zu verhindern“ (S. 372 f.). Von 1988 bis zu seiner Abwahl 1990 sei er der ersten nicht-kommunistischen Regierung unter Tadeusz Mazowiecki ein „loyaler Präsident“ gewesen (S. 358-367).

Diese Loyalität, die aus einer verinnerlichten Staatstreue und militärischen Tugenden herrührte, ist für V. der zentrale Schlüssel zum Verständnis von Jaruzelskis Biografie. Er wurde in den späten 1940er Jahren zum überzeugten Kommunisten; darüber stand aber immer das Funktionieren des Staates als Richtschnur seines Handelns.

V.s Darstellung überzeugt, sie ist gut lesbar und dank der umfangreichen Einführungen in die polnische Zeitgeschichte auch für ein breites Publikum zugänglich. Letzteres erweist sich allerdings auch hin und wieder als Manko: Vor allem in der zweiten Hälfte des Buchs nimmt Jaruzelski selbst wenig Raum ein. Hier wäre, gerade angesichts von V.s intensivem Quellenstudium, mehr Nähe (in der Darstellung, nicht der Interpretation) zum Protagonisten wünschenswert gewesen. Auch hätte den zahlreichen publizistischen und wissenschaftlichen Kontroversen um Jaruzelski, die V. am Rande einflicht, gut ein eigenes Kapitel eingeräumt werden können. Insgesamt wäre dem Band ein sorgfältigeres Lektorat zu wünschen gewesen. Dies gilt nicht nur für die zahlreichen Druck- und Satzfehler, sondern auch für so manche unscharfe Formulierung. Dies tut der generell guten Lesbarkeit des Buches aber keinen Abbruch. Das angestrebte breite Publikum ist ihm ausdrücklich zu wünschen.

Bremen

Jacob Nuhn

Auf den Ruinen der Imperien. Erzählte Grenzräume in der mittel- und osteuropäischen Literatur nach 1989. Hrsg. von Andree Michaelis-König. Neofelis Verlag. Berlin 2018. 237 S., zahlr. Ill. ISBN 978-3-95808-158-1. (€ 25,-)

Der vorliegende Sammelband ist das Ergebnis einer 2015 vom Hrsg. Andree Michaelis-König organisierten Tagung und nimmt die kulturellen, sprachlichen und ethnischen Grenzräume Ostmitteleuropas in den Blick. Eine literaturwissenschaftliche Beschäftigung mit Grenzräumen in Ost(mittel)europa erfordert eine intuitiv komparatistische Herangehensweise, wie die Slawistin Caryl Emerson einst resümiert hat.¹ Dies gelingt dem Band zweifelsohne: Die Betrachtungen der österreichischen, deutschen, polnischen, belarussischen, ukrainischen und ungarischen Literatur nach 1989 zeugen quantitativ von einer erfreulichen geografischen Bandbreite. In qualitativer Hinsicht stehen sie für das Verdienst einer transnational orientierten Literaturwissenschaft, die normative Konzepte wie das der Nationalliteratur hinterfragt. Die Dynamik der ethnischen, religiösen und sprachlichen Diversität und die hieraus resultierenden Chancen und Spannungen bilden die Grundlage der insgesamt elf Artikel, die in drei Themenbereiche unterteilt sind.

Im ersten Kapitel werden ästhetische und poetologische Probleme untersucht. So demonstriert Ievgeniia V o l o s h c h u k überzeugend die literarische Wahlverwandtschaft Juri Andruchowytchs mit dem prominentesten Vertreter der galizischen Literatur, Joseph Roth, und betont dabei die Problematik von Andruchowytchs romantisierenden Rekursen auf die Habsburgerzeit. Der zweite Teilbereich ist Palimpsesten der Erinnerungen gewidmet. Die Artikel fokussieren die performative Ebene der Anverwandlung der Vergangen-

¹ „In Eastern Europe, one town would commonly speak several languages, belong to two or three empires in the course of a single generation, and assume most of its residents to be hybrids who carries the dividing-lines of nationality in themselves.“ CARYL EMERSON: Answering for Central and Eastern Europe, in: HAUN SAUSSY (Hrsg.): Comparative Literature in an Age of Globalization, Baltimore 2006, S. 203-211, hier S. 203.

heit durch die Protagonist/inn/en. Hier stehen wiederum ironisierende Tendenzen im Umgang mit der „kakanische[n] Kulturgemütlichkeit“ (S. 121) im Vordergrund, wie der Artikel von Johannes Kleine zu Jan Faktors Roman *Georgs Sorgen um die Vergangenheit* beweist. Im letzten Abschnitt werden soziale und politische Probleme der multikulturellen Regionen in den Mittelpunkt gerückt, wobei sich zwei der vier Artikel mit geschlechterspezifischen Darstellungen befassen. Der Beitrag von Ana-Maria Schlupp zeigt in der Analyse der überzeichneten Figuren der walachischen und donauschwäbischen Bevölkerung in Herta Müllers Werken, wie Vorstellungen von kollektiver Identität konterkariert werden.

Die Relevanz solcher Publikationen wird vom Hrsg. in einer knappen Einführung in den kulturgeschichtlichen Rahmen und in die Forschungsdebatte zur Verbindung von Raum, Macht und Ästhetik unterstrichen. Er versäumt es dabei nicht, auf den Aktualitätsbezug des Themas zu verweisen: „Der semantisch nie ganz abzuweisende Konnex von Raum und Gewalt behält auch nach 1989 seine Bedeutung [...] Und er bleibt noch heute höchst aktuell, wie der tagtäglich verfolgbare Umgang mit den Flüchtlingen aus Nordafrika und Syrien gerade in Mittel- und Osteuropa unmissverständlich unter Beweis stellt“ (S. 14). Den ergebnisarmen Diskussionen um Mitteleuropakonzeptionen (wie sie vor allem in der tschechischen Forschung virulent sind) wird hier die Debatte über Verklärungen der „literarisch-kulturelle[n] Imagination [...], die wir Mitteleuropa nennen“ (S. 115) gegenübergestellt. Besonders hervorzuheben ist die Tatsache, dass dieser Band auch Literatur berücksichtigt, die bis dato nicht ins Deutsche übertragen wurde, beispielsweise von Pál Závada, einem Vertreter der slowakischen Minderheit in Ungarn. Besonderes Augenmerk kommt dem Schicksal des Judentums in Europa zu, das u. a. in den Aufsätzen von Peter Varga, Johannes Kleine und Anna Pastuszka angesprochen wird. Die Bezeichnung von Jüdinnen und Juden als „ethnische[...] Gruppe“ (S. 87) oder „Figuren des Dritten“ (S. 14) weist jedoch auf ein zugrunde gelegtes Kulturverständnis hin, bei dem das Jüdische in erster Linie mit Alterität verknüpft wird. Dass dieses Konzept aber nicht zum gegenwärtigen jüdischen Selbstbild passt, beweist Literatur jüdischstämmiger Autorinnen und Autoren ab 2000 in Deutschland und Polen, aber auch in der Tschechischen Republik, in der das Jüdische zunehmend selbstbewusst inszeniert wird mit dem Ziel, den ihm anhaftenden Deprivationscharakter zu überwinden.

Insgesamt ergeben die Aufsätze einen geografisch wie methodologisch breit aufgestellten, in sich stimmigen Sammelband, der auch die Forschung von Nachwuchswissenschaftler/inne/n sichtbar und die Notwendigkeit der Einbeziehung von ost(mittel)europäischer Literatur in die Forschungsdebatten zum Thema „Räumlichkeit und Grenzerfahrungen“ deutlich macht.

Aufgrund der zahlreichen geografischen Verweise wäre ein Sachregister, das auch die besprochenen Autor/inn/en enthält, ebenso wünschenswert gewesen wie eine kurze Notiz zu den Verfasser/inne/n der Artikel selbst. Zudem fällt auf, dass der Artikel von Voloshchuk nur mit den deutschen Übersetzungen der Werkzitate auskommt, während bei Erik Martin zusätzlich das Originalzitat in den Fußnoten angeführt wird. Diese formalen Mängel mindern jedoch nicht den positiven Gesamteindruck der Publikation.

Gießen

Elisa-Maria Hiemer

Jiří Vysloužil: Musikgeschichte Mährens und Mährisch-Schlesiens vom Ende des 18. Jahrhunderts bis 1945. Übers. von Věra Vysloužilová. (Wiener Schriften zur Stilkunde und Aufführungspraxis, Sonderbd. 7.) Böhlau. Wien u. a. 2014. 292 S., Ill., Kt. ISBN 978-3-205-79528-5. (€ 49,-) – Der Umfang des nicht muttersprachlichen Schrifttums zur tschechischen Musikgeschichte ist jenseits von biografischen Einzeluntersuchungen zu den „großen Meistern“ Bedřich Smetana und Antonín Dvořák beklagenswert gering. Für die Musikhistorikerin ist es deshalb erfreulich, dass der renommierte tschechische Musiklexikograf Jiří Vysloužil – mit Unterstützung der Universität und der Stadt Wien sowie des Sudetendeutschen Musikinstituts in Regensburg – 2013 eine Musikgeschichte Mährens vorgelegt hat. Der Titel verspricht nicht nur eine Überblicksdarstellung, sondern wendet sich auch der gegenüber dem böhmischen Landes- teil meist vernachlässigten Region Mähren zu. Leider begründen der Vf. und der Reihenhrg., Hartmut Krohn, in ihren Vorworten jenseits der Aufarbeitung dieses Defizits und der besonderen Verbundenheit Mährens mit der Kaisermetropole Wien die Notwendigkeit einer eigenständigen Darstellung nur sehr vage. Im Verlauf des Buches erschließt sich implizit, dass insbesondere die Ausnahmestellung des einzigen mährischen Komponisten von Weltgeltung, Leoš Janáček (zu dem sich Bezüge über die gesamte Darstellung hinweg finden lassen), sowie einzelne musiksoziologische Aspekte (mehrheitlich ländliche Bevölkerungsstruktur, besondere Bedeutung des Volksliedes) den regionalen Fokus rechtfertigen. Insgesamt geht der Vf. allerdings sehr systematisch vor, die Kapitelstruktur orientiert sich an den historischen Zäsuren 1860 (Oktoberdiplom), Mitte der 1890er Jahre (Beginn der musikalischen Moderne), 1938 (Münchener Abkommen) und 1945 (Kriegsende). Die einzelnen historischen Kapitel, denen ein einleitendes Kapitel über das Volkslied vorangestellt ist, sind nach musiksoziologischen (adlige, städtische und ländliche Musikkultur) sowie vor allem nach nationalen Kriterien (Deutsche und Tschechen) gegliedert, wobei sich an die Darstellung der jeweiligen musikalischen Institutionen kurze biografische Porträts zahlreicher Komponisten anschließen. In dieser Betonung der nationalen Dichotomie liegen gleichermaßen Nutzen wie Probleme des Bandes. V. sagt selbst: „Das hier vorliegende Buch konnte erst in der Atmosphäre nach 1989 entstehen“ (S. 10), standen sich doch zuvor tschechische und deutsche Perspektiven in der Musikgeschichtsschreibung entweder als Heilsgeschichte der tschechischen Wiedergeburt oder als Katastrophe zunehmender Marginalisierung nahezu unversöhnlich gegenüber. Ist die gleichberechtigte Darstellung beider nationaler Musikkulturen also durchaus innovativ, so lässt ihre nicht hinterfragte Verabsolutierung doch zugleich kaum Raum für Differenzierungen. Wie z. B. ist der als Jude geborene und im mährischen Iglau aufgewachsene Gustav Mahler hier einzuordnen? Ist es ausreichend, Pavel Haas der „tschechischen Moderne“ zuzuordnen, ohne seine Ermordung in Auschwitz zu erwähnen? Darüber hinaus irritieren zahlreiche Inkonsistenzen (das Buch folgt der alten Rechtschreibung) und unklare Begrifflichkeiten (z. B. „Schlossmusik“ für höfische Musik und „artifizielle Musik“ für Kunstmusik), was möglicherweise auch der Übersetzung anzulasten ist. Kleinere Widersprüche und Redundanzen verweisen auf die Entstehungsgeschichte des Bandes, den der Vf. zwischen 2000 und 2005 auch auf der Grundlage schon erschienener Beiträge erarbeitete. Dies schränkt leider den Erkenntnisgewinn ein, zumal auf ein Personenregister verzichtet wurde. Die Stärke des Bandes liegt eben nicht im Entwickeln neuer Perspektiven auf musikalische oder stilistische Zusammenhänge, sondern in der detailreichen, aus jahrzehntelangen Forschungen schöpfenden Darstellung des Musiklebens in Städten wie Brünn, Iglau, Olmütz und Troppau, das von zahlreichen Musikern und Komponisten getragen wurde, die – anders als Janáček – außerhalb Mährens bzw. Tschechiens kaum oder gar nicht bekannt wurden, wie z. B. Pavel Křížkovský, Agnes Tyrell oder Arnošt Förchgot-Tovačovský. Das macht das Buch dann doch zu einer hilfreichen Lektüre, zumal es auch zahlreiche historische Fotografien (meist Porträts) bereithält.

Magdeburg

Ulrike Schröder